This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

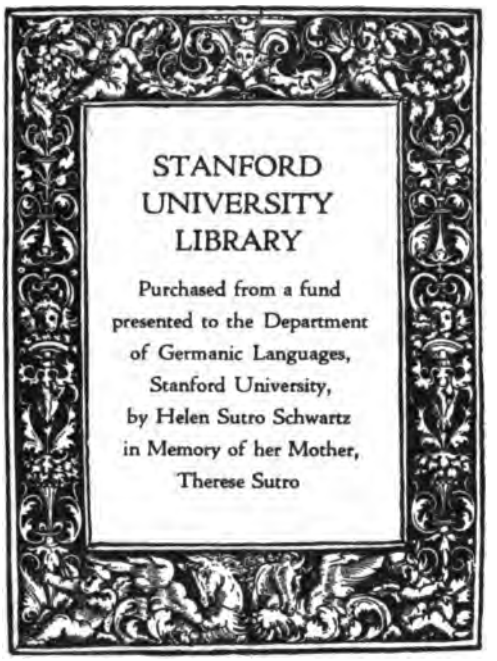
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Digitized by Google

91
486
.8



Digitized by Google

Digitized by Google

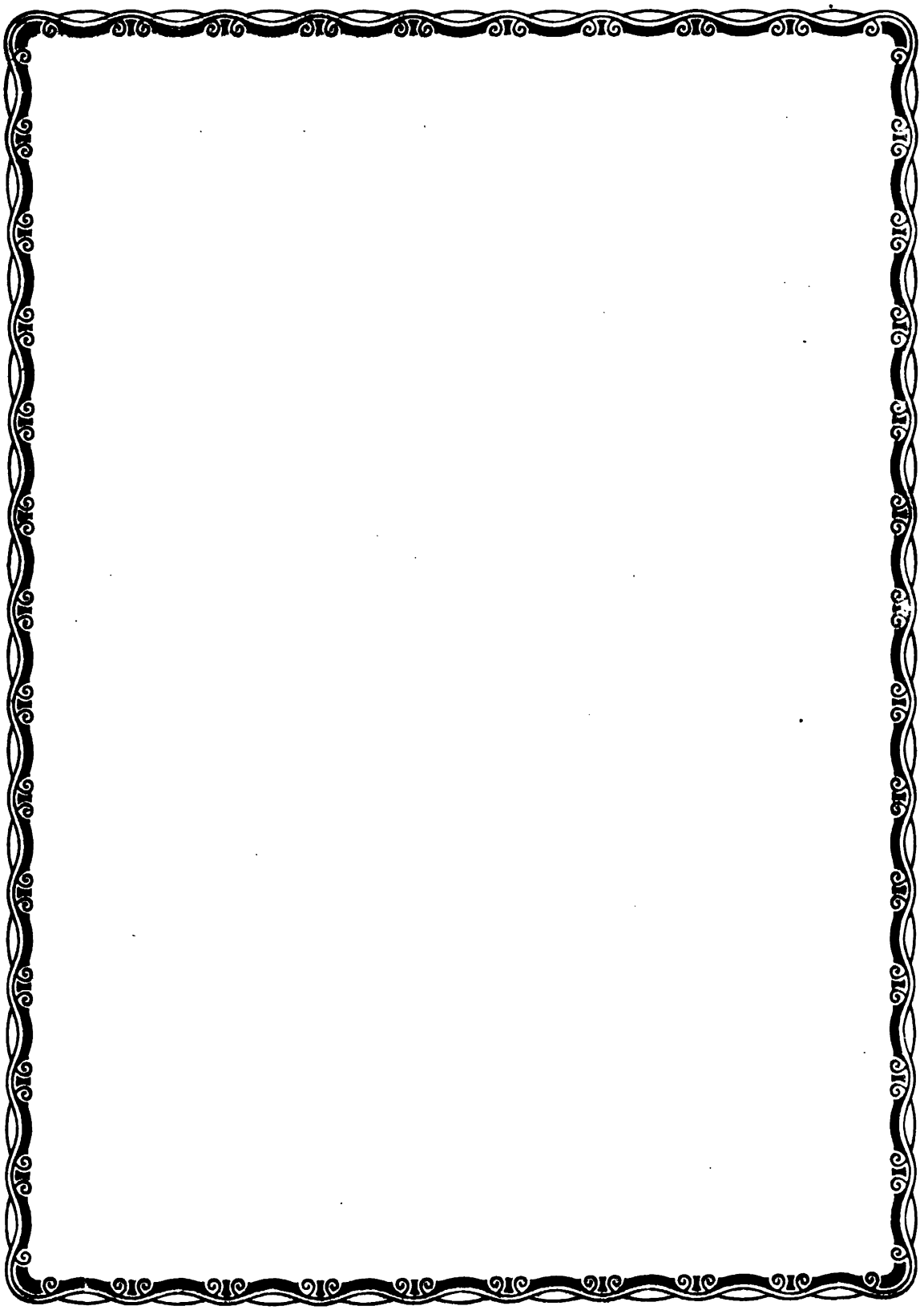
Digitized by Google

Deutsche Dichterhandschriften

Achter Band

Wilhelm Schäfer

Digitized by Google



Digitized by Google

Deutsche Dichterhandschriften

Herausgegeben von Dr. Hanns Martin Elster

Wilhelm Schäfer

STANFORD LIBRARY

Lehmannsche Verlagsbuchhandlung
(Lehmann & Schulze)
Dresden

Digitized by Google

397081

STANFORD LIBRARY

Printed in Germany

Digitized by Google

Wilhelm Raabe.

Digitized by Google

Alle Rechte, auch bezüglich der Ausstattung, vorbehalten

Copyright 1920 by Lehmannsche Verlagsbuchhandlung (Lehmann & Schulze) Dresden

Dieses Buch wurde in der Lehmannschen Buchdruckerei in Dresden gedruckt und gebunden

Digitized by Google

Einleitung

Mit einer Autobiographie des Dichters

Ich bin am 20. Januar 1868 in Ottrau geboren, einem heſſiſchen Dorf in der Schwalm, zwei Stunden von Alsfeld, ſchreibt der Dichter an den Herausgeber dieſes Bandes. Die Bauern tragen dort heute noch die bekannte Schwälmer Tracht, die für die Männer (Kniehoſen, Schnallenſchuhe, Kittel) praktiſch und kleidſam, für die Frauen (kniekurze Röcke, ungetümlich gefältelt und neun ſolcher Stoffballen übereinander) gewiß farbig zu den weißen Strümpfen und dem roten Käppchen ſteht, aber ebenſo unpraktiſch iſt. Auch ſonſt iſt es eine wohlbewahrte Bauernwelt, aus der ich ſtamme, und es fällt mir noch heute auf, was für eine Art junge und alte Männer haben, mit ihren glattraſierten Geſichtern feierlich daher zu ſchreiten. Ich ſelber aber bin dieſer Welt gar nicht eingewachſen, weil meine Eltern bald nach meiner Geburt ins Niederland zogen, wie man dort oben ſagt. Gerresheim, damals noch ein niederrheiniſches Städtchen (heute ein verunzierter Vorort von Düſſeldorf) wurde der Ort meiner Jugend und Düſſeldorf, eine Wegſtunde entfernt, die Stadt meiner erſten Eindrücke. Ich wollte Maler werden und durfte es nicht, in der höheren Schule zu Düſſeldorf tat ich nicht gut, ſo wurde ich im nahen Mettmann zum Lehrer abgerichtet. Als ſolcher habe ich in Vohwinkel, danach in Elberfeld keine beſondere Figur gemacht, dagegen ſchon bald zu dichten begonnen. Durch ein Stipendium des Cottaſchen Verlages aus der Enge dieſes Berufes befreit, ging ich mit meinem achtundzwanzigſten Jahr in die Weite, zunächſt nach Genf, dann nach Paris, um in Berlin — meines Stipendiums ledig — als freier Schriftſteller zu endigen. Richard Dehmel und Paul Scheerbart waren dort — wir wohnten nachbarlich in Pankow-Schönhauſen — meine Freunde. Im Jahre 1900 wurde ich zur Leitung einer Kunſtzeitſchrift nach Düſſeldorf gerufen; ich kam dadurch in meine rheiniſche Heimat zurück, der ich mich bis heute innig verbunden fühle, obwohl ich ſeit dem Sommer 1918 hier am Bodenſee anſäſſig bin. Als Herausgeber der „Rheinlande“ und Gründer des Verbandes der Kunſtfreunde in den Ländern am Rhein plage ich meine Feder nun ſchon im zwanzigſten Jahr mit kunſterziehlichen Aufgaben; wie mir ſcheint, immerhin mit dem Ergebnis, daß die Länder am Rhein einander kennen, und daß ſie für ihr geiſtiges und künſtleriſches Leben ein ſtärkeres Gefühl der Tradition gewonnen haben. Wie es mir unterdeſſen als Dichter ging, wie ich langſam zu meiner Form kam, was ich verſuchte, was mir mißriet, was ich noch machen möchte: all das habe ich in meinem „Lebensabriß“ geſagt, den ich zu meinem fünfzigſten Geburtstag als Dank für freundliche Begrüßung ſchrieb.

* * *

Digitized by Google

Wilhelm Schäfers dichterische Persönlichkeit und Gesamtwerk heben sich aus der Gegenwartsliteratur klar wie ein Gipfel aus ebenen Flächen heraus. Sie sind durch ihre Form und ihren Gehalt, durch den Stoff und die Art seiner Bewältigung an sich und in sich charakteristisch. Während der Weg zu dem seinen Wesen notwendigen Stoffe Hemmungen nur geringeren Umfanges aufwies, ward das Formproblem zum stetigen Ringen, das auch auf die Weltanschauung, die innere Läuterung zurückreichte. Jede Betrachtung dieses Schaffens führt infolgedessen zu einer vordrängenden Behandlung der Schäfers Leben ausfüllenden Formfragen, gegen die die stoffliche Welt zurücktritt.

Gleichwohl muß diese stoffliche Welt stark gekennzeichnet werden. Sie grenzt sich scharf von den Inhalten anderer dichterischer Lebenswerke ab. Sie ist nicht ohne weiteres als rheinländisch-hessisch und schweizerisch im Sinne der Heimatkunst abzutun. Sie ist auch nicht ohne weiteres aus dem Naturalismus, aus dem Schäfer herkam, abzuleiten, etwa mit einem Hinweis auf den Schaffensbeginn, die Björnstjerne Björnson nachgebildeten Geschichten „Mannsleut" (1894) mit seiner Versammlung sonderbarer Bauernmenschen aus dem Westerwalde und der Darstellung kurioser Handlungen. Das Entscheidende dieser Stoffwelt ist allein, daß der Dichter von Anfang an hinter den Sinn und Zusammenhang der ihm angeborenen Stoffe zu kommen suchte, nicht durch irgendwelche Geistreichigkeiten und philosophische Theorie, sondern weil er dumpf in sich das gleiche Blut rauschen spürte, wie in all den Gestalten seiner Werke, weil er ein Volkstum in sich wirksam und äußerlich auch auswirken sah, das er nur durch tiefstes Hineinwachsen erkennen und überwinden konnte. Diese Stoffwelt wurde infolgedessen keine äußerlich, photographisch abgebildete Wiedergabe eines beobachteten und festgestellten Lebensbezirkes in Deutschland, keine Heimatkunst im üblichen Sinne, sondern die Gestaltung des Volkstums, der Deutschheit an sich in einer realistischen, konkreten, anschaulichen Darbietung, die niemals Selbstzweck wurde.

Schon im ersten Werke, jenen Westerwälder Bauerngeschichten „Mannsleut" nicht. Hier hätte der Dichter wohl Gelegenheit genug gehabt, wie herkömmlich in Dialekt, Treuherzigkeit und anekdotischer Kleinmalerei zu schwelgen. Aber ihn drängte seine Anlage zum Grübeln und Tieferbohren über das Kleben am Milieu hinaus: er suchte den Zusammenhang zwischen Milieu und Menschentum, den Quell des Miteinanderverwachsenseins von Volk und Erde, Boden und Bauern. Er suchte nicht den Stoff, sondern den Gehalt des Stoffes.

Seine grüblerische Anlage war es auch, die ihn in seinen Lehrjahren zum Drama führte. Zu dem Volksstück „Ein Totschläger", mit dem allen Heuchlern der Schädel eingeschlagen werden sollte und in Elberfeld auch bei zwei Aufführungen — weitere wurden verboten — ein kleiner Sensationserfolg errungen wurde. Zu dem größer angelegten, technisch aber völlig mißglückten Drama „Jakob und Esau" (1896), in dem der ewige Zwiespalt hellenischen und semitischen Menschentums bezwungen werden sollte und das bei einer Matinee-Aufführung in Berlin völlig durchfiel. Zu dem Abschied von den Theaterträumen „Lerma" (1898), von dem nur zu sagen bleibt, daß der „Pan" es in fürstlicher Ausstattung druckte. Schäfer erkannte, daß kein Dramatikerblut in seinen Adern fließt, und verschwendete fortan keine Kräfte mehr an einen Ehrgeiz, dem seine Natur nicht entspricht.

Noch hatte er mit der epischen Bewältigung der ihm nahestehenden Stoffwelt schwer genug zu ringen. Immerhin bereits mit der Gewißheit, daß er zu der ihm eigenen Art durchdringen

Digitized by Google

würde. Die beiden Novellenbändchen „Die zehn Gebote“ (1897) und „Gottlieb Mangold, der Mann in der Käseglocke“ (1900) legten sich durchaus auf Formbestrebungen fest: nicht nur sollte die Epik Chronik der Leidenschaft sein, sondern sie sollte auch das Bedeutende einfach sagen. Diese beiden Anfangserkenntnisse epischen Schaffens führten freilich dazu, daß — um des Strebens nach Leidenschaft willen — das Besondere dem Allgemeinen vorgezogen und auf diese Weise ein zugespitzter Fall sich an den andern schloß, wodurch vor allem der „Mann in der Käseglocke“ zum „merkwürdigsten Kuriositätenkabinett“ wurde. Ferner verleitete die Sehnsucht nach Einfachheit aber zu einer derartigen Abneigung gegen jegliches Ausschmücken, zu einer so starken Gradlinigkeit des Vortrags, daß Nüchternheit nicht vermieden wurde. Schäfers Eigenart arbeitete sich aber bei dieser Sammlung auf die zwei Grundgesetze seiner epischen Anlage doch schon erkennbar durch alle Hemmungen zum eigenen Stilwillen empor. Als ihm in diesem Entwicklungsstadium ein epischer Meister in den Weg trat, auf den seine Natur eingestellt war, reagierte der junge Dichter sofort sehr stark darauf: es war „Der rheinländische Hausfreund“ Johann Peter Hebel. „Dieser Kalendermann,“ sagt Schäfer in seinem ‚Lebensabriß‘ „den auch heute um seiner Einfältigkeit willen eigentlich nur die Schulkinder lesen, ist nämlich, was sich die Klugen nicht gern gesagt sein lassen, nicht nur ein Meister der Erzählung, sondern einer der vollkommensten Epiker überhaupt. Wie er eine epische Sache beim Schopf packt, nämlich bei der Handlung, und unbesorgt um Stimmung und sonstige Requisiten der modernen Erzählungskünstelei aufs Ziel losgeht — dem er freilich als Kalendermann allzuoft noch eine überflüssige Moral anhängt — das ist wirkliche Meisterschaft. Wenn man zum Vergleich einen der heute beliebten Romane zur Hand nimmt, sieht man sofort das Schema, nach dem sie alle gemacht sind: Irgendwo in einer Landschaft, einem Raum, Stall oder Bahnhof wird eine Stimmung geschildert und eine Situation gestellt, die sich dann in einem auf keiner Bühne möglichen Dialog mit umständlichen Regiebemerkungen fortwurstelt zur nächsten Situation, bis die Geschichte irgendwie stimmungs- oder gedankenvoll aufhört. Die angebliche Objektivität des Erzählers besteht zumeist darin, daß er gar nicht vorhanden ist; es sei denn, daß er seinen Leuten mit umständlichen Offenbarungen in die Rede fällt. Bei Hebel findet sich der Leser vom ersten bis zum letzten Satz an der Hand geführt, nicht anders, als ob der Dichter ihm den geradesten Weg durch die Vorgänge zeigen und ihn durch seine Schalkhaftigkeit noch angenehm verkürzen wolle. Seit meiner Jugend war mir der Kalendermann vertraut; daß er mein Erzieher zur Epik wurde, bekenne ich gern und mit ehrfürchtigem Dank.“

Der Anschluß an Hebel, mit dem der an Heinrich von Kleists und Gottfried Kellers Epik parallel ging, führte Schäfer zu der Erkenntnis, daß Kunst auch in der Dichtung nur aus dem Handwerk der Sprache erwachse, daß der Naturalismus und Impressionismus in seiner handwerklichen Willkür zu einer absoluten Verwilderung aller künstlerischen Mittel, aller der Sprache eingeborenen Art und Gesetzmäßigkeit führen und daß wirkliche Epik nur aus der Hingabe an den tatsächlichen sprachlichen Zusammenhang erblühe. Jetzt setzte Schäfers schweres und langjähriges Ringen um den seiner Natur entsprechenden Stil und dessen Reinheit ein. Er bemühte sich, wie Leopold Ziegler es reizvoll ausdrückte, „den ‚Satz‘ zu beherrschen als rhythmisches Gefüge einzelner Worte von bestimmter Länge und Kürze, Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche, Helligkeit und Sättigung, Klangfarbe und Wertigkeit.“ Aber nicht nur diese lautliche, musikalische Seite der Sprache, des Stils, wurde erneuert und von Grund auf neu erworben, sondern auch jedes

Digitized by Google

einzelne Wort seiner Bedeutung, jede Wortverbindung, jedes Satzgefüge seinem Sinn entsprechend. Damit entstand für ihn die Pflicht, den Klang des Sprachlautes und seiner Verwandtschaften in eine Einheit, in einen Zusammenhang mit dem jeweiligen Sinn, der jeweiligen Bedeutung zu bringen: das musikalische und das gehaltliche Element mußten einander entsprechen auf der Grundlage ihrer tatsächlichen Werte, ihrer Dinghaftigkeit. Aus stilistischem Streben kam Schäfer so zu seiner Konzentration und Sachlichkeit, die sich vorerst in seinen beiden nächsten Werken, die er nach langjähriger Pause 1908 darbot, in den „Rheinsagen" und den „Anekdoten" auf das Berichtmäßige festlegte.

Zu den „Rheinsagen" war Schäfer durch sein inneres Verwachsensein mit dem rheinländischen Volkstum gekommen. Er wollte dem Rheinischen Volke, wie er selbst es im Vorwort zu der Sammlung ausdrückt, die Volksdichtungen in einer „haltbaren und rechten Fassung" wiedergeben. — „Was ich hier biete, sind Versuche, überlieferte Sagengebilde vom romantischen Rhein, ohne eine solche Umwandlung (in Balladen oder Romanzen nämlich) in eine epische Fassung zu bringen, und zwar von ihrem Inhalt aus, wie ihn unsere Zeit empfindet, nicht aus der äußerlichen Vorstellung einer Form .... Es kam nur auf Stücke von rheinischem Charakter an; da die Sage unmittelbarer als sonst eine Dichtung, selbst das Volkslied nicht ausgenommen, aus dem Volkstum wächst, wird eine landschaftlich bestimmte Sammlung in einem besonders innigen Sinne ein Lebensbild darstellen müssen ...." Ein Lebensbild des rheinischen Volkes, aus dem Munde des Volkes selbst — das sind Schäfers „Rheinsagen". In ihnen steckt nicht so sehr seine eigene moderne, individuelle Seele, als vielmehr der Volkstumsteil seiner Seele mit seiner Melancholie und seiner naiven Sinnenfreude, mit seiner Freude am bunten, farbigen Reichtum der Außenwelt und ihrer Geschehnisse. In ihnen wurde vor allem der Handwerker in dem Künstler Schäfer zum reifen Meister, der seine handwerklichen Mittel, die Sprache, voll beherrscht.

Den „Rheinsagen" kamen zum Teil die Erfahrungen zugute, die beim Entstehen der „Anekdoten", deren erste, „Die Béarnaise", bereits 1901 hervortrat, gesammelt wurden. Erfahrungen, die sich aus der Nachfolge, nicht der Nachahmung Hebels und aus der inneren Verarbeitung, aus dem Austragen der von Strambergs „Rheinischem Antiquarius", J. Petris „Roter Erde" u. a. empfangenen Stoffe und Anregungen ergaben. Nach des Dichters eigenem Urteil begann hier erst sein eigentliches dichterisches Dasein. Den ihm zuströmenden Stoff unterwarf er mit zuchtvoller Strenge und peinlich ausgedehntem Verantwortungsgefühl seinem Sprach- und Gestaltungsstil, um zu wirklichen epischen Gebilden im Sinne monumentaler, plastischer Kunstwerke zu kommen, um „in wirklicher Erzählung aus dem Papier das Wort und die Sprache lebendig werden zu lassen." Er wollte „dem Leser etwas anderes geben als die rasch verschlungene Gegenständlichkeit." Für ihn war und ist die Erzählung, „wenn das Bild erlaubt wird, ein Rosenkranz, der Perle für Perle abgebetet werden muß. Vom ersten bis zum letzten Satz ist sie zu einer Schnur gereiht, darin jeder Satz dem andern die Führung weitergibt, um eben dadurch unlösbar und vollständig zu sein. Nur so, indem jeder Satz, klanglich wie gedanklich, ein selbständiges Gebilde ist und doch dem Ganzen rhythmisch untertänig, ist die Erzählung fähig, Wort und Sprache für das Ohr zu werden, dem sie gehört. Darum die Klage der ans Lesefutter gewöhnten Leser über die Schwierigkeiten meiner Sprache und die Selbstverständlichkeit, mit der z. B. mein längster Satz in der ‚Gräfin Hatzfeld', der sich allerdings fast über eine ganze Druckseite zieht, im Vortrag

Digitized by Google

Emil Milans zur Wirkung kam; mit welcher Bemerkung ich im übrigen nicht Satzungeheuern das Wort reden will." „Anekdoten" nannte Schäfer die aus diesem Formwillen heraus entstehenden epischen Gebilde nicht um des alltäglichen Sinnes dieser Bezeichnung willen, sondern um damit zu besagen, daß die Geschichten „in irgend ein Stück Weltgeschichte anekdotisch, d. h. von einer zufälligen Seite aus hineinleuchteten, keinesfalls aber wollte ich damit, wie mir die Kritik nachsagte, eine neue literarische Gattung entdecken. Es ist nur eine Paul-Heyse-Vorstellung der Novelle, daß sie auf hundert oder mehr Seiten gerundet sein müsse; die Alten waren nicht so geschwätzig, weder Boccaccio noch die altdeutschen Novellen gehen über den Umfang meiner Arbeiten hinaus, die tatsächlich mit wenigen Ausnahmen gar keine Anekdoten im gebräuchlichen Sinne des Wortes, sondern Novellen sein wollen."

Novellen sind sie auch zumeist und es ist gut, daß Schäfer den Band Anekdoten in seinen „erzählenden Schriften" nicht mehr nur „Anekdoten" wie in früheren Ausgaben, sondern „Anekdoten und Novellen" betitelt, um dem theoretischen Streit über die Gattung die Spitze abzubrechen. Denn nicht auf die Gattung kam es ihm an, sondern auf die Form und den Inhalt. Den Inhalt ließ er nicht bestimmen von der Armseligkeit der üblichen Erzählungsart, in der es sich immer wieder darum dreht, ob der Hans seine Liese bekommt, sondern er gab unter vierzig Geschichten nur zehnmal dem Liebesmotiv Raum, im übrigen aber wandelte er den gesamten Umkreis des Lebens ab, was ihm im breiteren Maße noch gelingen wird, wenn er die Zahl der Anekdoten wie beabsichtigt auf hundert bringen kann. Mit strenger Künstlerschaft ließ er jeden Stoff in sich ausreifen, hier und da sogar bis zur Überreife, so daß an einzelnen Stellen etwas Pretiöses und Manieriertes in Stil und Form geriet. Doch hinderte diese artistische Bindung nicht, daß Schäfer seine Freiheit als Mensch dem geschichtlichen Stoffe gegenüber behielt. Er hatte den historischen Stoff gewählt, um sich einmal voll Künstlerfreude an der bunten Fülle vergangener Zeiten, von aller Gegenwartsbindung und -qual zu befreien und bei aller Treue gegen das Kostüm doch mit Ernst und Tiefe das Menschentum an sich, die Menschlichkeit ungehemmt und schlackenlos zu enthüllen. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit und in breitester Vielfältigkeit der Stoffe, bei kleinen Begebenheiten, in seelischen Veränderungen, geistreichen Wendungen, Zufällen und Schicksalslaunen, Geschichtsmomenten und Staatsaktionen. Die Vergangenheitskultur wurde aufgebaut: aus vielerlei Epochen, vom Mittelalter und der Zeit Heinrichs von Navarra und Friedrichs des Großen an bis zu den Tagen der französischen Revolution, der Revolutionskriege, von 1807, 1812, 1813, bis zu Louis Philipps kläglichen Jahren, bis 1848 und 1871 hin. Und vielerlei Milieus und seelische Stimmungen wurden scharf konturiert: die revolutionäre Umwälzung und das ancien régime, die aristokratische Kultur im Barock und Rokoko und die ewige Demokratie ungebundenen Künstlertums. Mancher Bluteinschlag meldete sich: von Gallien her, aus Niederdeutschland, aus all den Übergängen und Zusammenströmungen im Rheinland. Doch immer ergab sich ein einheitliches Menschentum: das von jeher gegolten hatte und heute noch gilt. Das Vergangene, das Historische wurde unmittelbar gegenwärtig, das Verschiedenartige einheitlich durch die Kunst des Erzählers und durch das verbindende völkische Element, das überall mit überzeugender Lebensechtheit zutage trat: rheinisches Volk schuf sich hier durch sein Temperament und seine Blutmischung, durch seine Vergangenheit und seine sich stets gleichbleibende Art ein Abbild von seiner Welt und seinem Wesen wie kaum ein zweiter deutscher Stamm. Wo immer man die „Anekdoten" aufblättert,

Digitized by Google

ergießt sich stets neu und unerschöpflich eine solche Fülle von kleinen und kleinsten Werten und Schönheiten, Reizen und Lebenswahrheiten, Bildern und Anschaulichkeiten, daß man an den Einzelheiten schon nie Ermüdung findet. Wie viel tiefer geht aber die Wirkung, wenn man erkennt, wie der Dichter stets aus dem Detail den Blick aufs Große und Bedeutende lenkt; da werden Zusammenhänge offenbar, die gleich Erlebnissen wirken, Zusammenhänge, die die „Anekdoten" über jene sorgsame Berichterstattung der „Rheinsagen" hinauserheben in das Reich des Geistigen und Dichterischen.

Hier setzte Schäfers zweite Entwicklung ein: der Kampf um die Durchsichtigkeit des Lebens. Seinen eigenen Ausdruck hatte der Dichter gefunden; nun eröffneten sich ihm über der Vertiefung in eigenes Einsamkeitserleben und in fremde, vergangene Welten die Probleme des Daseins selbst. Vorerst noch von der historischen Seite her, in der „Halsbandgeschichte" (1908/1909), bald aber auch aus dem individuellen Lebenskreise heraus: mit den „Mißgeschickten" (1909) und „Der unterbrochenen Rheinfahrt" (1912).

„In meiner ‚Halsbandgeschichte'", sagte der Dichter in seinem „Lebensabriß", „machte ich den Versuch, die epische Form auf ein Stück Weltgeschichte selber zu übertragen. Daß mir dies nicht so gelang, wie ich dachte, war mir eine Lehre insofern, als dieses Stück doch nur wieder eine Novelle wurde, eine Novelle, die aus ihrem Stoffe wohl oder übel in die allgemeinen Weltzustände einmünden mußte und damit ihre sinnbildliche Wirkung einbüßte. Hier trat mir zum erstenmal das ethische Prinzip der Dichtung in den Weg: Eine Hochstaplerin wie die angebliche Gräfin La Motte kann einfach nicht die Trägerin einer großen Handlung sein, weil sie in der Gebundenheit ihrer Triebe kein Sinnbild ist, in das der Leser eingeht, um von ihm aus die Welt zu fühlen. Man hat die Lüge das Kompliment des Lasters an die Tugend genannt, und tatsächlich stellt jeder Leser — auch der einfältigste, oder der am stärksten — die Herrschaft des Guten in der Welt aufs eindringlichste vor. Wie auch seine Begriffe von Tugend sein mögen, er verteilt allein danach seine Zu- und Abneigungen, das Gute soll siegen, das Böse untergehn, und Held kann ihm nur eine Gestalt werden, die ihn von ihrer Berechtigung im sittlichen Dasein überzeugt. Gewiß, er ist weitherziger als die anerkannte Moral, er stellt sogar eine höhere Moral vor, die man kühnlich ästhetisch genannt hat, die aber in keiner Zuspitzung etwas anderes als sittliches Bekenntnis ist. So wäre es gewiß möglich, das natürliche Recht einer La Motte gegenüber einer ungerechten Weltordnung auszuspielen, aber nur bis zu einem gewissen Punkt und nur, indem man ihre Gegenspielerin, die wirkliche Königin Marie Antoinette zu ihren Gunsten mit Unrecht belastete, oder indem man deren Recht als gut über ihre Bosheit siegen ließ. Im ersten Fall hieße das Buch La Motte, im andern Fall Marie Antoinette; weil ich aber die Halsbandgeschichte schrieb und damit objektiv sein wollte, geriet ich im Fortlauf der Handlung immer mehr in einen Zwiespalt mit dem sittlichen Leser, aus dem ich mich nur mit einem Sprung in die Weltgeschichte befreien konnte, womit mein Buch sittlich gerettet aber künstlerisch erledigt war."

Schäfer stieß hier auf die metaphysische Grundstimmung der Dichtung überhaupt. Nur dann, so erkannte er, war ein Kunstwerk vollendet, wenn das äußere Ereignis, das erzählt wird, zugleich „der zufallgewollte Ausdruck der inneren Entwicklung eines Menschenschicksals", die „Versichtlichung einer solchen Entwicklung" darstellt, wenn die Einheit des äußeren Lebensablaufes mit der inneren Bestimmung des den äußeren Lebensablauf Erfahrenden erreicht wird. Eine gegen-

Digitized by Google

seitige Entspannung der äußeren Vorgänge und der inneren, seelischen Grundrichtungen, Forderungen, Neigungen mußte eintreten. Das Menschenschicksal ruhte darin, daß die in das Leben verstoßene Einzelseele sich in der Welt der unbeseelten Sachen durchsetzen muß oder an dieser Aufgabe tragisch scheitert. So sollte in der „Halsbandgeschichte" aus dem Spiel von betrügenden und betrogenen Menschlichkeiten, deren Natur, deren Innerlichkeit zu Betrug und Betrogenwerden führte, die welthistorische Folge der individuellen Tat mit der großen Revolution erwachsen: die Verkettung von menschlichstem Wesen mit äußerem Geschehen sollte immanent dargetan werden. Das gelang Schäfer für manche Partien der Novelle: überall dort, wo die Fäulnis der Gesellschaft sich zusammenballt zum Abbild einer nicht mehr zu übersteigernden Verkommenheit und Frivolität; aber die geschlossene Novelle erreichte doch noch nicht den Eindruck jener Notwendigkeit, auf Grund deren sie sich über das stoffliche, historische, anekdotische Material in das Sinnbildliche hätte erheben können.

Darauf kam es dem Dichter aber gemäß seinen Worten in der Einleitung zur Halsbandgeschichte künftighin an. „Ich glaube, daß wir Erzähler nicht zur Unterhaltung, noch weniger zur Darstellung oder Lösung zeitgenössischer Konflikte da sind: sondern daß wir den Schatz der Menschheit an bedeutsamen Handlungen vermehren sollen, wie es in höchstem Maße Heinrich von Kleist mit seinem Michael Kohlhaas tat. In diesem Sinne könnte man von der Erzählung sagen, daß sie aus menschlichen Handlungen Sagen mache; und erst, was durch die Darstellung als ein sicheres Stück in den menschlichen Vorstellungskreis einginge — wie eben der Kohlhaas — sei nicht vergebens Gegenstand der Kunst geworden . . . In Wirklichkeit existiert die Weltgeschichte nur als die Summe solcher Sagen in den Köpfen, Napoleon ebensogut wie die Schlacht bei Lützen. Und da diejenigen Sagen natürlich am sichersten bleiben, in denen sich allgemeine Vorstellungen von Größe, Brutalität, Freiheitsliebe immer deutlich verkörpern, gibt es für den Erzähler keine wichtigere Aufgabe als die, seine Handlung vom zufälligen Beiwerk befreit in ihrer allgemeinen Gültigkeit zu zeigen . . ."

Man sieht in diesem Streben nach dem Sinnbildlichen alles Lebens die Sehnsucht des das Leben überschauenden Dichters wirksam, alles Geschehen auf einen Generalnenner zu bringen. Schäfer steht mit und nach der „Halsbandgeschichte" mitten im Kampf um seine Weltanschauung, im Kampf um die Erkennung des Lebenssinns. Der bisherige, eigene Lebensweg, der ihm zur Beherrschung der Formen geführt hatte, fand seine Fortsetzung im Streben nach Bezwingung des Lebensproblems, damit er nach dessen Bewältigung in einer organischen Lebensauffassung in innerer Freiheit schaffen könnte. Aufgabe seiner Dichtung ward nun, Menschen zu gestalten, die mit dem Leben auf Grund ihrer Natur fertig werden oder am Dasein scheitern.

In den „Mißgeschickten" erzählt er aus seinem eigenen Lebenskreise die Schicksale einiger Freunde, die auf Grund ihrer inneren Unrast unfähig sind, ihr Sein zum Glück ausreifen zu lassen, die die Fäden ihres Lebens so durcheinander wirren, daß sie in übergroßem Leide, im selbstgewählten Tode enden. Mit wundervoller Klarheit gestaltet der Dichter aus eigener Erschütterung heraus den naturnotwendigen Ablauf insbesondere eines Frauentums, es erblüht daraus das große Sinnbildliche allen Menschendaseins, die Einheit zu finden zwischen Innerlichkeit und Wirklichkeit. Nur wo diese Einheit gefunden wird, erreicht ein Mensch seine Erfüllung, den Sinn seines Seins.

Digitized by Google

Ganz klar wird diese Weltanschauung Schäfers in der „Unterbrochenen Rheinfahrt“, die im Gegensatz zu den der Wirklichkeit entnommenen „Mißgeschickten“ sich ganz auf einer erfundenen Fabel aufbaut, aber in seinem seelischen Ergebnis ebenso stark eigenem Erleben entnommen ist, wie jene Novelle. Das Thema der „Unterbrochenen Rheinfahrt“ tritt plastisch hervor: Ein junger Student, dessen Jugend bisher behütet ward, das wirkliche Leben kennen zu lernen, wird im Verfolg eines inneren Triebes auf einer Rheinfahrt, die er unterbricht, von einem Erlebnis und Abenteuer in das andere gestürzt und lernt in rascher, zwingender Folge alle Gemeinsamkeiten, alle Zustände und entscheidenden Verhältnisse des Lebens wie Liebe und Tod, das Geheimnis der Generationen, die sozialen und wirtschaftlichen Verkettungen der Schicksale, das Unterworfensein unter äußere Gewalten und die Erhabenheit des Herzens, der Innerlichkeit kennen, kurzum reift im Sturme der Erlebnisse vom Jünglinge zum Manne, der um das Wesentliche des Lebens, der Menschlichkeit, der Wirklichkeit weiß und fortan mit diesem Wissen sein Leben gestaltet. An einer glänzend aus kleinem Anlaß herausblühenden, eng verknüpften Handlung entwickelt Schäfer so den Weg zu seiner Lebensanschauung: die Dinge voll Trauer und Frömmigkeit, Resignation und männlichem Ernste zu nehmen, wie sie sind, und sich mit ihnen abzufinden, in voller Hingabe an das Elementare und an das Göttliche, das überall spürbar ist und das dem Einzelnen die Aufgabe auferlegt, sich sein Leben, die Welt zu gestalten nach seiner Innerlichkeit, nach seiner Seele im aufrichtigsten Kampfe mit allen unbeseelten Dingen.

Solch tapferen, aber tragisch endenden Kampf zu offenbaren, war das Ziel der Chronik der Leidenschaft in „Karl Stauffers Lebensgang“ (1911). In diesem ersten Roman Schäfers, der viel Staub um persönlicher Dinge willen aufwirbelte, wollte der Dichter nicht etwa um der künstlerischen oder menschlichen Eigenschaften Karl Stauffers willen eine Lebensbeschreibung des Malers geben, sondern eine Gestaltung dessen, was ihm an diesem Mann seit je ergriff: allein seines im Individuellen zugleich typischen Schicksales. Dies Schicksal war nicht Stauffers Berner „Affäre“ mit der Frau seines Freundes Welti, die ihn in das Gefängnis brachte und den letzten Anstoß zu seinem realen Untergange gab, sondern „die wahrhaft faustische Leidenschaft zur Kunst in einem Menschen, der letzten Grundes kein Künstler sein konnte, der die drei Gebiete der bildenden Kunst durchrasen mußte, um dreimal an die gleiche Grenze zu kommen, die ihm durch die Taubheit seiner Seele gesetzt war.

Bei keinem menschlichen Schicksal handelt es sich für den Dichter um den zufälligen Träger, sondern um den Grundtrieb seiner Verstrickung; daß dieser Grundtrieb beim Künstler allein in der Leidenschaft zur Kunst gefunden werden kann, ist eine Selbstverständlichkeit, nach der freilich von den Verfassern der sogenannten Künstlerromane selten genug verfahren wurde. Indem ich mir den Maler, Radierer und Bildhauer Karl Stauffer als Sinnbild dieser Leidenschaft aufrichtete, hatte ich einen Träger von bedeutendem Ausmaß. Die Ehrlichkeit und Energie seines Willens, die Rücksichtslosigkeit seiner Selbstkritik, sein faustisches Suchen und Scheitern machten ihn gleicherweise geeignet, die Erbarmungslosigkeit dieser Leidenschaft darzutun und die Tragik in ihrem unglücklichen Liebhaber zu zeigen. Irgendwie wird diese Tragik bei jedem Künstler sichtbar sein, weder Goethe noch Mozart sind frei davon, um zwei Glückliche zu nennen, mir aber konnte nur ein Träger dienen, der bei der wütendsten Sehnsucht die Zauberflöte zur Tür der Erfüllung nicht besaß.

Digitized by Google

Als ich so diesen Stauffer sein Leben selber aufschreiben ließ in zwölf Kapiteln, um der Leidenschaft in solchem Selbstbekenntnis möglichst nahe zu kommen, und als ich ihn in einem dreizehnten Kapitel als Epilog die Bilanz machen ließ, ergab sich mir mit schmerzlicher Überraschung, daß dieses Schicksal durch einen bestimmten Mangel unfähig war, allgemeines Sinnbild zu werden. Mir hatte eine Hoffnung im Sinn gelegen, daß der Künstler eine Art Idealzustand des Menschen vorstelle und also nicht nur ebensogut, sondern besser als etwa ein Feldherr, ein Entdecker oder sonst wer geeignet sei, das menschliche Schicksal sinnbildlich zu fassen: nun mußte ich erkennen, daß eben diese Hoffnung, die mein Buch sittlich rechtfertigen sollte, mich betrogen hatte. Gewiß läßt sich der Leser für einen Künstler nicht weniger als für einen Feldherrn interessieren — ich glaube sogar, daß mir dies mit meinem Stauffer gelungen ist — aber gerade an dem entscheidenden Punkt der Wirkung, wo der Leser selber in den Helden einschlüpfen, seine Hoffnungen und Enttäuschungen teilen muß, vermag er in der Leidenschaft zur Kunst nicht mitzugehen, weil sie ihm fremd ist, weil sie — als Arbeit nicht als Wirkung — außerhalb des Allgemeinmenschlichen liegt, wie es durch das Gefühl des Lesers souverän vertreten wird, und wie es der einzige Lebensboden großer Kunst sein kann. So war mein Staufferbuch im Gegensatz zur Halsbandgeschichte künstlerisch in Ordnung — was ihm Freunde und Feinde gleich heftig bezeugten — aber sittlich mit all seinem Aufwand von Leidenschaft ein Schlag ins Wasser, weil der Leser die Stationen dieses Schicksals als Entgleisungen eines unselig belasteten Toren empfand."

Trotz dieses Einwandes, den der Dichter aus seiner Entwicklung heraus macht, hat sich aber sein Staufferbuch zum Kunstwerk gerundet. Das darin ausgebreitete Schicksal ist mit eherner Notwendigkeit und Konsequenz aufgebaut; voll bezwingender Strenge und Gerechtigkeit überzeugt der Dichter davon, daß dieses Künstlerdasein nur so und nicht anders verlaufen konnte, und darüber hinaus, daß das Dasein jedes problematischen Künstlers, wenn er sich an seine Leidenschaft ganz hingibt, so und nicht anders in aller Zukunft verlaufen muß. Nicht eine künstlerische Biographie war gegeben worden, sondern der Kampf des Künstlers um die Kunst in einer individuellen Wirklichkeitsdarstellung mit typischer und symbolischer Geltung für alle Fälle. Daß dies erreicht wurde, erhebt Schäfers Werk zur Größe und weit hinaus über die zahlreichen biographischen Romane anderer Künstler und Dichter. Schäfers Staufferbuch stellt sich neben Walter von Molos in Art und Stil so anders geformten Schillerroman: beide Werke stehen unter dem Gebote der schicksalhaften Fügung des Daseins aus dem Innern der Einzelseele heraus.

Schäfers Streben ging aber noch über den Fall des künstlerischen Menschen und seiner Lebenserfüllung hinaus. Er suchte nach wie vor nach dem Sinnbild der Weltgeschichte, die für ihn der ringende Menschengeist ist in einer gegebenen, historischen Figur. „Dies tat ich", sagt der Dichter in dem „Lebensabriß", mit meinem Pestalozzibuch, das ich den „Lebenstag eines Menschenfreundes" nannte (1915). In der Gestalt dieses Menschenfreundes hatte ich zwar auch wieder einen Spezialisten, und zwar gleich einen Schulmeister, aber doch einen solchen, der sich nie in dieses Fach einsperren ließ, der bis zum Schluß seines Lebens ein ringender Menschengeist im Allbereich der Seele, im Schicksal blieb. Was ich mit meiner „Béarnaise" scherzhaft begonnen hatte, die Einfangung menschlichen Schicksals im epischen Gefüge einer Handlung, war damit in einem Ernst ausgewachsen, von dem ich persönlich sprechen darf, weil ich ihn abseits von jedem Ehrgeiz und Hochmut als Begnadung empfinde.

Digitized by Google

Daß ich mir auch diesmal einen historischen Helden wählte, hat mich den Modernen in den Geruch eines Mannes gebracht, der, eigener Empfindung nicht fähig, sich mit der Wiedergabe überlieferter Handlungen begnügen müsse. Ich könnte mich nun zwar auf Shakespeare, Goethe, Schiller, Kleist und Hebbel berufen, die gleich mir solche angeblichen Hilfen der Phantasie nötig gehabt zu haben scheinen, aber nötiger als solche Verteidigung ist auch hier wohl eine grundsätzliche Besinnung: Der Leser, wie ich sehe, ist nämlich ein entschlossener Feind aller Erfindung, soweit sie ihm den Schein der Wirklichkeit trübt; er will etwas vom Leben erfahren und bestätigt diesen Willen aufs drolligste in seiner Abneigung gegen erzählte Träume, die er als Willkür, als Spiele des Zufalls verwirft, während er die Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit des wirklichen Geschehens sucht. Es soll wahr sein, was er liest, wahr und nicht gelogen, wie sein naives Gefühl sagt, in dem sehnsüchtigen Verlangen, daß ihm aus dem Helden des Dichters ein Kamerad erwachse, mit dem er Hand in Hand tapfer durch das verworrene Leben gehen kann, um in ihm ein Sinn- und Vorbild seiner eigenen Tapferkeit zu finden. Selbstverständlich kann diese Wahrheit allein im Dichterischen liegen, wie die Triebe und Leidenschaften aus dem wirklichen Lebensgrund wachsen, und soweit er sich auf sein persönliches Dasein in den Freuden und Leiden der Täglichkeiten beschränkt, ist ihm gewiß ein Namenloser als Träger seiner Leserschaft recht: sowie aber dieser Rahmen seiner Täglichkeit überschritten wird, sowie das Ganze des Menschenschicksals gegen das Persönliche ausgespielt werden soll, wird er kritisch. Ein für das Ganze bedeutender Mensch, der nicht zur Wirkung kam, ein Feldherr, Religionsstifter, Künstler, von dem nur der Dichter etwas weiß, scheint ihm eitel Fantasterei aus Nirgendwoland, und dieses Nirgendwoland liebt er nicht, weil er sich selber seiner Tapferkeit im wirklichen Dasein freut und alles andere als feiges Beiseitegehen verwirft. Er will, um auch hier auf das sittliche Grundgesetz zu kommen, nicht das Abenteuer des Einzelnen, der natürlich Hinz oder Kunz heißen könnte, sondern das der Menschheit, er will als Leser etwas in der Ewigkeit bedeuten, das ihn über sein tägliches Dasein hinaus ins Schicksal der Menschheit hebt. Darum waren die großen Dichter der Vergangenheit wohl beraten von ihrem Instinkt, wenn sie sich mit Vorliebe den sagenhaft also sinnbildlich ausgewachsenen Helden der Menschheit zuwandten, wenn sie die Träger ihrer Handlungen aus der Geschichte holten, die schließlich doch nicht ein Bericht von fremden Abenteuern sondern als Schicksalsbericht der Menschheit auch das Schicksalsbuch der einzelnen Herkunft ist."

Der Lebenstag Pestalozzis läuft ab nach Morgen, Mittag und Abend. Indes wir teilnehmen an den bestimmenden Eindrücken seiner Jugend, an seinen Bemühungen, von Gedanken, Worten und Vorstellungen zu Taten und Tatsachen zu kommen, an seinen Enttäuschungen in der Welt der Menschen und in sich selber, an seinen Verzweiflungen und stets neu emporquellenden Hoffnungen, indes wir mit ihm seine dunklen und seine hellen Lebensjahre durchwandern, indes wir nach jedem Zusammenbruch und Abgrund immer wieder mit Aufbau und Aufstieg gleich ihm anfangen, dringt allmählich Pestalozzis wundervoller Lebensglaube, der auch der Schäfers ist, in uns in unsere Seele hinüber: alles, was geschieht, geschieht notwendigerweise so und kann nicht anders geschehen, und gut ist es, daß es so und nicht anders geschieht; die Notwendigkeit sei gesegnet; daß wir sie segnen, befreit uns von ihr, macht uns zu Herren über unser Schicksal: „denn allein die Seelenkraft ist das Leben, worin wir alle eines und von Gott und also unverletzlich sind. Botschaft der Weltseele in unser irdisches Dasein zu bringen, ist das Abenteuer des

Digitized by Google

Menschengeistes, dessen Tapferkeit sonst nur Ehrgeiz und Raufluft und vor der Ewigkeit nur ein windiger Spaß wäre, ein grausames Puppenspiel der Menschen für ihre Götter, wie es die Hoffnungslosigkeit der Alten dachte."

Schäfers bisheriges Gesamtwerk endet so in tiefer Weltfrömmigkeit. In einer Religiosität, die die Harmonie gefunden hat, den Ausgleich zwischen Ich und All, den Einklang zwischen Seele und sieghafter Welt, zwischen Innerlichkeit und Weltlichkeit. Auf Grund jenes religiösen Urgedankens, dem der Dichter im Pestalozzibuche diesen Ausdruck gab: „Das neunzehnte Jahrhundert der Christenheit wird wieder einen Glauben wie zu Zeiten Zwinglis haben, aber es wird das Jahrhundert der Menschlichkeit sein, wo die guten Werke nicht mehr für einen guten Platz im Himmel getan werden. Wer die ewige Seligkeit erst im Himmel anfangen will, hat ihn schon versäumt. In Indien, heißt es, werden die Heiligen ihrer auf Erden teilhaft, indem sie ihre Wünsche und Begierden Gott zum Opfer darbringen. Das heißen sie Nirwana oder in Gott ruhen; aber Gott hat auch unsere Wünsche und Begierden gemacht, nicht daß wir sie töten, sondern seinen Willen damit erfüllen. Wenn wir Gott selber in unsern Wünschen und Begierden haben, können sie kein Hindernis mehr sein. Ihre Seligkeit heißt in Gott ruhen, unsere wird sein, Gott zu tun." In solcher Religiosität ist der Dichter wahrhaft deutsch. Es ist kein Zufall, daß Wilhelm Schäfer einer von denen gewesen ist, die leidenschaftlich um die Anerkennung der Kunstwerke Hans Thomas gerungen haben. Hier ist eine Wesensverbundenheit: jene volkhafte deutsche Art, wie wenige deutsche Dichter sie in gleicher Tiefe und Reinheit besitzen. Es ist jene Deutschheit, die stets im Zusammenhang mit dem All und dem Ewigen lebt und doch niemals den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verliert, es ist jene Innerlichkeit, die bei aller Hingabe an das Gemüt doch das Kernhafte männlicher Weltfreudigkeit nicht aufgibt.

Wilhelm Schäfer hat mit dem Pestalozziroman die Krönung seines bisherigen Schaffens geformt, die erstrebte Höhe erstiegen und die volle Reife seiner Entwicklung erreicht. In dieser Reife wird er gewiß noch Bedeutendes schaffen, ja, da all sein Schaffen bisher noch stets ein Werden für ihn gewesen war, ist es wohl möglich, daß sein reichstes Werk noch bevorsteht. Unter dem Druck des Krieges war der Dichter unfähig zur Arbeit; gleich Hermann Hesse suchte er Lösung für gequälte Stunden in der bildenden Kunst, als Maler. Aber das Erleben der Zeit grub sich doch tief in sein Inneres, wie sein „Lebensabriß", den er sich zu seinem 50. Geburtstage schrieb, und ein Fragment „Geschichte der deutschen Seele" vom Oktober 1917 beweisen. Dieser Dichter fühlt die Verantwortung, die auf ihm lastet und er ist willens, sie zu tragen. „Dichter heißt weder Bußprediger noch ‚Moraltrompeter' sein," sagt er selbst, „meine Verantwortung ist eine andere als die des Priesters. Aber lernte ich nicht, daß die letzten Entscheidungen des Lesers von seiner Sittlichkeit gefällt worden, und daß die ästhetische Moral weiter und sicherer im Gefühl sei, als die irgend eines Kirchenbekenners. Die Stimme Gottes in der Menschheit ist nicht die Summe seiner Pfarrer und Kirchengänger: oder sollte jemand im Zweifel sein, daß sie in unserm Volk aus der Summe seiner Dichter — der großen und der kleinen — ganz anders töne? So bin ich eben doch Priester, nur nicht der einer Kirche, sondern der Kultur, die in einem viel natürlicheren, innigeren und weiseren Sinn die Erlösung der Menschheit umgreift. Der Menschheit Würde ist in meine Hand gegeben; sie zu bewahren, genügt es nicht, daß ich mir selber tüchtig bin, sondern daß ich diese Tüchtigkeit in das Schmelzfeuer der Menschheit bringe. Das zu tun, habe ich kein

Digitized by Google

anderes Mittel als meine Sprache, d. h. nicht die Äußerlichkeit ihres Klanges und ihre Bildkraft, sondern die Summe dessen, was mein Volk als Stimme Gottes in der Menschheit zu sagen vermochte: so ist mein Volk meine Kirche, seinen Dienst an der Menschheit Würde in meinem Werk lebendig und rein zu halten, mein Amt."

Wer so spricht und dessen Werke die Erfüllung solchen Anspruches wirklich und wahrhaftig sind, hat ein Anrecht darauf, daß das deutsche Volk jetzt und in Zukunft um seiner selbst willen sich noch viel umfassender als bisher seinem Schaffen zuwende. Erst wenn Wilhelm Schäfers Werke geistiges, seelisches Eigentum des Volkes geworden sind, haben wir die Gewähr, daß jenes große Raabewort: „Vergiß die Sterne nicht!" wieder richtunggebende Geltung hat.

Hanns Martin Elster

Digitized by Google

Die begrabene Hand.

Novelle von Wilhelm Schäfer

Digitized by Google

Digitized by Google

Während am Martinstag des Jahres 1771 in Mainz die Glocken einer Hand zu Grabe läuten mußten, die der kaiserliche Oberst Ringier dem Gesandten des Königs von Frankreich im Streit abschlug, hatten Viele in den Gassen und Schenken ihren Spott über den hitzigen Raufdegen, der nun als Leidtragender dem winzigen Sarg zu folgen genötigt war, weil wenige ahnten und keiner wissen konnte, was für einen Spuk seiner Jugend der eisgraue Oberst damit zu Grabe trug. Erst als er danach noch wunderlich ins hohe Alter und in den Stürmen der Revolution auf seinem bäuerlichen Sitz im Sundgau gewaltsam zu Tode kam, fand sich in seinen Aufzeichnungen der grausame Bericht eines Lebens, das vom Schicksal ersucht und zu wenig befunden worden war.

x

Als Sohn einer Pächtersfrau und Abkömmling eines Straßburger Domherrn – dem im Sundgau eine kleine Besitzung als Stützpunkt seiner ländlichen Libertinagen gehörte – war der Ringier durch die väterlichen Verbindungen früh nach Straßburg zu fremden Leuten gekommen und auch dageblieben, als dem Domherrn das unaufgeklärte Unglück begegnete, in der Ill zu ertrinken. In seinen bescheidenen Bedürfnissen durch die Erbschaft des Domherrn sicher gestellt, hatte er bereits sieben Semester Staats- und Rechtswissenschaft in Straßburg studiert, als ihn eine

Digitized by Google

unvermutete Reise aus der vorgezeichneten Bahn warf.

Bei einem Ferienaufenthalt in seiner Heimat kam er eines Abends noch spät durch den Wald von Habsheim und fand da einen Seidenkaufmann aus Zürich in nicht geringer Verlegenheit: Ein Rad am Reisewagen war auf dem holprigen Weg gebrochen und sein Knecht, der nach dem Schmied geritten war, kam nicht zurück, so stand der Mann mit der Pistole allein in dem verrufenen Hardtwald, im ersten Schrecken geneigt, auf den langen Studenten zu schießen, um ihn dann aufatmend in Anspruch zu nehmen. Das Abenteuer verlief harmloser, als es aussah. Der Knecht war in der Hast mit dem Gaul gestürzt und brachte nach einer Stunde hinkend das geflickte Rad – immerhin war der Ringier dem Kaufmann durch seinen Beistand so wichtig geworden, daß er ihn einlud, mit ihm nach Mülhausen zurück zu fahren, um seinen Retter, wie er ihn scherzhaft nannte, endlich bei Licht zu sehen. Da er in Habsheim von niemandem erwartet wurde, nahm er die Einladung an und saß nach einer Stunde schon mit dem Fremden im Goldenen Kopf zu Mülhausen beim Nachtmahl, wo sie mehrere Flaschen Ritterle tranken und lebhaft miteinander wurden. Der Zürcher, schon ältlich und trotz der Mode mit einem Calvinbart, zeigte sich in vielen Ländern gereist und mit kluger Bildung über Sitten und Verfassungen unterrichteter, als er es jemals einem Kaufmann zugetraut hätte; der wiederum schien Gefallen an dem ~~[illegible]~~ aufmerksamen Studenten zu finden und bot ihm schließlich einen Platz im Reisewagen an, mit ihm über Basel und den Jura nach Zürich zu fahren, wo er für einige Wochen sein Gast sein sollte.

Digitized by Google

So kam der Ringier durch ein zufälliges Abenteuer nach der Schweiz, aber was einem andern eine harmlose Herbstreise geworden wäre, das überlieferte ihn dem Schicksal seiner gefährlichen Natur. Es waren damals die ersten Schriften von Montesquieu erschienen und was der spöttische Schloßherr von La Brède über die Grundlagen und den Verfall der römischen Weltherrschaft geschrieben hatte, das war dem einsamen Studenten in Straßburg ein Maßstab geworden, daran er die Staatswesen der Gegenwart verächtlich abschätzte. In der Willkür eines mit der Kirche versippten Königtums aufgewachsen, sah er nun in der Schweiz mit steigendem Entzücken ein Land, das dieser prunkvollen und aufdringlichen Umstände nicht bedurfte, um doch dem römischen Vorbild näher zu sein als alle Pracht des Sonnenkönigtums. Der Kranz weiß schimmernder Bergfernen um den blauen Zürichsee war ihm kaum so eindrucksvoll wie die saubere Ordnung der Ortschaften daran; ja so sehr vermischte sich der Eindruck dieser Dinge, daß er aus fröhlichen Wanderungen die Erinnerung an die helle Anmut der Landschaft auch nur ~~[illegible]~~ wie ein Ergebnis der volkstümlichen Selbstregierung heimbrachte; als hatten die Eidgenossen selber für ihre Sagen die Schneeberge in den Himmel gebaut und ihren Kindern zur Belustigung die blauen Seeflächen in die grünen Matten gelegt.

Da sein Gastfreund, der Seidenkaufmann, selber im Rat eine geachtete Stellung hatte und aus seinen Reisen alle Formen der europäischen Fürstenplage kannte, da den Ringier die Gespräche mit ihm und andern Bürgern der aufgeklärten Stadt nicht unvorbereitet trafen, sondern gleichsam Beispiele zu seinem Studium gaben, das den Staatseinrichtungen der alten und neuen Völker bis in die entferntesten Schriften nachgegangen war,

Digitized by Google

so kam zum Wintersemester ein anderer Student nach Straßburg zurück, als der im September über den Jura gefahren war.

Er machte diesmal den Weg zu Fuß und wie er so über Basel in den Sundgau hinein wanderte, gab es sich von selber, daß er die Zustände seiner Heimat mit denen der Eidgenossenschaft verglich. Es waren blanke Spätherbsttage; einem Tierrücken gleich hob sich der blaue Steilkamm der Vogesen über die roten Wälder, und drüben stand der Schwarzwald als ihr verblaßtes Spiegelbild; dazwischen floß zwar der Rhein, der das Elsaß vom Reich abtrennte, aber ein deutsches Land war es trotzdem, und die Scheidmauer der Vogesen gab eine andere Grenze ab als der dünne Strom. Freilich war, wie er wußte, wenig Neigung im Elsaß, sich nach Kaiser und Reich zurück zu sehnen, von denen es zu oft im Stich gelassen und im Frieden von Ryswijk endgültig an die Franzosen verraten worden war: vielmehr bildete es eine Landschaft für sich wie die benachbarte und seit den Tagen Karls des Kühnen befreundete Schweiz und nicht weniger vorbestimmt als sie, ein eigenes Staatswesen zu werden.

Es war auf der Illbrücke hinter Ensisheim, als diese Gedanken den ersten gefährlichen Sprung machten; er sah lange einem französischen Soldaten zu, der da angelte und seine Beine stillvergnügt über dem Wasser baumeln ließ, als ob es immer so gewesen wäre, daß die Welschen die elsässischen Fische in ihre Pfannen holten: Warum ist allein die Stadt Mülhausen, warum sind wir nicht alle mit der Schweiz gegangen? dachte er und hatte im Augenblick einen Haß auf den schwarzen Kerl: warum haben wir nicht – wie Karl den Kühnen bei Nanzig und vorher die fünfzig

tausend Armagnaken – als Bernhard von Weimar dem Richelieu zuliebe am Gift seines Arztes starb, warum wir da nicht die Handvoll welscher Soldaten aus eigener Kraft verjagt, statt uns vom Reich an Frankreich verhandeln zu lassen? Die Frage machte ihn nun schon selber so zornig, daß er einen handgroßen Stein von der Brücke ins Wasser trat, dem Angler die Fische zu verscheuchen, und unter seinen Flüchen lachend davon ging

Seine Wanderung von Uebsheim bis Straßburg war auf drei Tage berechnet gewesen, nun wurde eine Woche daraus; weniger der schimpfende Soldat als das Bild des harmlosen Anglers vorher ging ihm nicht aus dem Sinn; er mißgönnte ihm nicht die Fische, aber daß der französische Soldat es selbstverständlich dasaß, das kam ihm wie ein Sinnbild des verhandelten Elsaß vor und mit wachsendem Inprimin lauerte der Ringier danach auf jede Uniform. Er mußte staunen, wie wenige es ihrer waren und wie er Dorf für Dorf nicht anders als in der Zürcher Landschaft Kleidung und Mundart der Leute unangerührt vom welschen Wesen fand. Erst in Colmar, wo er zur Nacht blieb, lag eine kleine Besatzung und ihre Offiziere stolzierten durch die Stadt, nachgeahmt von jungen und alten Stutzern, die den Dreispitz wie sie unter dem Arm trugen um des gepuderten Haarbeutels willen; auch allerlei Dämchen trippelten nach der Mode, aber dazwischen drängte das Landvolk mit den altmodischen Wagen und Kiepen, und die selbstsicheren Bürgerhäuser der reichsstädtischen Jahrhunderte schienen der neumodischen Wirtschaft ebenso zu spotten wie die flinken Bürgermädchen in den kurzen Röcken ihrer kleidsamen Tracht.

Es ging gegen Mittag, als der Ringier mit seinem Ranzen wieder

abwandern wollte und in eine törichte Handlung geriet, die seltsam aus seiner Stimmung kam und wieder hinein griff: Zwei Trommler kamen um die Dominikanerkirche und er sah einer Heerde Knaben zu, die im welschen Takt dahinter her trippelten, als ein Gewitter, dessen Donner schon ein paarmal gegrollt hatte, einen knatternden Schlag auf die Dächer tat und sogleich mit dicken Tropfen und Hagelschlossen zu prasseln begann. Im Handumdrehen war der Platz leer gefegt, und auch der Ringier hatte einige Gesprünge mit seinen langen Beinen getan; da packte ihn etwas wie eine Faust am Kragen und hielt ihn fest. Die Lächerlichkeit, daß eine blöde Wolke mit einem Guß das ganze Getüe verjagen konnte – nicht anders, als an der Ilbrücke die Fische vor seinem Stein weggestoben sein mochten, – setzte sich augenblicklich in einen Trotz um, dem Wetter standzuhalten; gleich einem Brunnenritter blieb er breitbeinig mitten auf dem Platz und ließ die losbrechende Flut auf sich nieder klatschen. In einer Minute war es schon soweit, daß sie ihm nichts mehr vermochte, weil schon kein Faden mehr an ihm trocken war; und nun konnte ihn nichts mehr hindern, diesen Vorteil auszunützen. Als ob die Gassen für ihn leergefegt wären, legte der Ringier die Hände auf den Rücken und spazierte gemächlich gegen Sankt Martin zurück. Es gab Gelächter in allen Torwegen, wo seine lange Gestalt vorbei kam, und manches Fenster öffnete sich, weil ihm jemand kopfschüttelnd nachsehen wollte. Nur die Jugend schien Gefallen an seinem Tun zu haben; er war noch nicht an der Langen Gasse, als ihm schon ein Bengel den langen Schritt mit ausgesperrten Beinen nachahmte; und weil der Tropfen allmählich weniger und der

Hagelkörner mehr wurden, daß sie von den Dächern und Wänden wie Haselnüsse auf die Erde knallten; machte das Beispiel auch den andern Lust, sodaß er in die Schlüsselgasse schon als leibhaftiger Rattenfänger hinein kam und danach mit einer immer größeren Rotte durch das Gelächter und Händegeklatsch der Alten dahin schritt, die überall aus ihren Schlupfwinkeln gafften.

Der Ringier hatte nichts von dem gewollt, es war nicht anders über ihn gekommen als der Donnerschlag und das Wetter; aber er löste seinen Ingrimm auf spaßige Art: Jetzt bin ich der Trommler! sagte er laut zu den alten Häusern, die gleichsam ihre gläsernen Augen und die Mäuler ihrer Torwege über ihn aufsperrten, warf eine Handvoll Pfennige zur Söhnung unter die Schar und schritt – ebenso schnell von der Nachfolge befreit, wie er dazu gekommen war – auf der Straße nach Schnierlach davon. Erst draußen vor dem Tor spürte er die Unbequemlichkeit der nassen Kleider, die ihm der Spaß gekostet hatte, während über dem Wasgenwald die Sonne schon wieder in den blankgeregneten Himmel schien und jenseit der Fecht kein Tropfen in den Staub der Straße gefallen war.

Es war ihm bis dahin kein Einfall solcher Art begegnet und der Ringier schämte sich nachträglich selber seiner Knabenhaftigkeit; aber das Gefühl einer Genugtuung, als ob dies alles mit dem Angler an der Illbrücke zusammen hinge, war noch grimmig in ihm, als er nachher an einem Rebberg lag und in der warmen Sonne die Kleider trocknen ließ. Irgendwie vermischte sich sein Erlebnis dem Gedanken, daß ein Handstreich ebenso unerwartet das Elsaß von der Fremdherrschaft freimachen

könnte; und die frischen Erinnerungen seiner Schweizerfahrt spielten ihm die Gestalten der Tellen- und Rütlisage wunderlich hinein, während er an dem Abend noch, immer am Rand des Gebirges her, bis Scherweiler lief. Da fand er in einer ~~[illegible]~~ Winzerwirtschaft etwas zu essen und auch eine Kammer, mit seltsamen Träumen von flirrenden Schlachten zu schlafen. Als ihn am Morgen die alten Wirtsleute noch ein Stück Wegs bis zu dem Weinberg begleiteten, darin sie tagsüber schafften, zeigten sie ihm unterwegs das alte Schlachtfeld, wo vor zweihundert Jahren die Bauernhaufen vom Bundschuh zwischen den Kampfreihen der Ritter und Landsknechte zerdrückt worden waren. Da haben sie uns Bauern den Garaus gemacht! sagte der Alte, der schon ein geduchtes Männchen mit dünnen Augenbüscheln war: seitdem ist Arbeit und Lohn geteilt im Elsaß! Er lächelte aber pfiffig dazu, als wenn es mehr eine Weisheit als Bitterkeit sein sollte, und während der Ringier noch dem Wort nachdachte, das einen Schein von Tageslicht in den Keller seiner Gedanken warf, klotterten die beiden schon emsig in ihren Weinberg hinein.

Dem Ringier war das Blut nun schon so aufgerührt, daß er den Schlachtlärm aus dem Getöse der Herbstfarben hörte, sie über den Weinbergen hinauf bis in die blauen Kuppen lodorten: Erst haben die selbstherrlichen Ritter die Bauern tot geschlagen, die sie ernährten, dann sind sie die privilegierten Söldlinge der Welschen geworden und nun muß der elsässische Bürger die Karten nach Versailles bezahlen! dachte er weniger pfiffig als der Winzer und wanderte in einer Kette von traurigen Gedanken das Fangnetz der Steuerpächter und königlichen Zöllner ab, wie es über die Weinberge, ~~[illegible]~~ Handelsstraßen und Handwerkstuben des Landes gespannt war und das reiche Elsaß

arm machte, damit das Königtum in Versailles und sein ihm verwippter Kardinal Rohan in Straßburg Trunkschlösser bauen und mit dem frechen Luxus ihrer Hofhaltungen füllen konnten.

Als der Ringier zum Mittag in Barr ankam, hatte er einige Dutzend solcher Uebestellen passiert und seinen Groll an der Selbstverständlichkeit schärfen können, mit der diese Geldpächter den Handel und die Arbeit der Fleißigen durch faules Abwarten schröpften. Überall war der starke Geruch eines guten Mostjahres und die schwer ausgefahrenen Wagenspuren der Äcker und Wiesen zeugten von einer reich eingebrachten Ernte, aber die den Herbst eingebracht hatten, denen blieb nur der kümmerlichste Unterhalt ihres Lebens davon. Er hatte diese Dinge auch vorher gekannt und ihre Verächtlichkeit war ihm bewußt gewesen, aber nun sprang das Unrecht an dem geplagten Land gegen ihn selber auf, als ob er mitschuldig wäre. Sein Studium in Straßburg, das er bis zu dieser Herbstfahrt mit Ehrgeiz und Eifer betrieben hatte, schien ihm auch nur eine Vorbereitung, irgendwie als Helfer in diese Ausbeutung mit einem Amt einzutreten.

Nach einer kurzen Mittagsrast wäre der Ringier zum Abend wieder daheim gewesen, wenn er die langen Beine gebraucht hätte; aber da stand links über seinem Weg die blaue Kuppe des Dilienburges und lockte ihn, gerade jetzt an dem heiligen Boden der elsässischen Heimat nicht vorbei zu gehen. Den bequemeren Weg verschmähend, stieg er über Mönchshall steil hinauf, wo der Wald ihm durch seinen Schatten gegen die warme Herbstsonne forthalf und es war noch früh am Nachmittag, als er schon oben auf dem steilen Vorsprung des Männelsteins stand.

Digitized by Google

Da lag das Elsaß dem Ringier zu Füßen, wie er es nie gesehen hatte, kein hundertfältiges Gefüge von Schründen, Bergzacken und tief eingebetteten Seen wie das Land der Eidgenossen: ein einziger Garten war die Rheinebene, von hohen Waldmauern gehegt und in ihrem breitesten Teil durch den blinkenden Staif des Stromes für die Elsässer abgeschnitten; Feld an Feld nord- und südwärts bis in die blau vergehende Ferne gebreitet und zum Zeichen ihrer Fruchtbarkeit besät mit Städtchen und Dörfern, deren Dächerhaufen wie rote Blumen aus dem Grün der Wiesen leuchteten. Wo in der Schweiz, fragte seine Seele berauscht von dem Anblick, wo ist in der Schweiz ein solches Land? Unermeßliche Felszacken sind da und dazwischen bewohnbare Talfalten, wo aber ist mehr als ein Eckchen dieses Gartens, der dem suchenden Blick stromauf und stromab nicht einmal die Ahnung einer Grenze zeigt!

Sein Stolz war freilich sogleich gedämpft, als er die Pyramide des Münsterturms sah, die selbst aus dieser Weite gesehen noch ungeheuerlich in den Himmel ragte, zum Zeichen, daß hier nicht die Grenze sondern die Mitte des Landes wäre: Wohl stellte das Elsaß einen reichen Garten vor, nur gingen fremde Herren darin spazieren, und gerade da, wo der herrliche Turm noch immer als das Wahrzeichen der einmal mächtigen Reichsstadt aufragte, war nun die übermütige Hofhaltung eines welschen Kardinals, dem die Ritterschaft des Landes dienstbeflissen zuströmte. Mißmutig tief in der Seele, daß er nun selber wieder dahinein mußte mit der Ohnmacht des Einzelnen, der diesen verächtlichen Zustand seiner Heimat nur erkennen und nichts daran zu ändern vermochte, warf sich der Ringier hin, seine Schweizerfahrt verwünschend, die ihm die Augen für die Schmach des eigenen Landes geöffnet hatte. Und während seine Augen sich in die südliche Ferne bohrten, von dem Getürm Colmars bis zu dem

wolkengleichen Schneekranz der Alpen, liefen seine prangen Fragen die Kette seiner Erlebnisse ab, von dem Gespräch im Goldenen Kopf zu Mülhausen bis in das Theater der Tellenlandschaft und zurück zu dem sonnenwarmen Fels, darauf er mit dem Rest seiner aufgestörten Jugend lag: alles kam und ging noch einmal durch sein Bewußtsein wie die Gestalten eines Buches. Als er es ausgelesen hatte, fing bereits der Abend an, seine Farben in den Garten hinunter zu gießen, aber nun war es mehr gewesen als ein Buch, nun wußte er genau, daß ihm kein zufälliges Mißgeschick sein harmloses Studentendasein zerschlagen hatte, sondern daß es die Wirklichkeit war, darin er ein Mann sein sollte. Es ist nichts als der Tag, da mir die Augen aufgemacht wurden aus meinen Büchern! sagte der Ringier tapfer und nicht mehr klagend, als er aufstand, vor der Dämmerung noch in dem Waldkessel des Odilienberges ein Obdach zu finden.

Wo sich ein Zipfel der Hochfläche mit steilen Waldhängen gegen Nordosten vorschob, sah er schon die Wände eines Gebäudes schimmern, von dem er annahm, daß es das Kloster der heiligen Odilia, der Schutzherrin des Elsaß wäre. Er war nie hier oben gewesen, wie er aus seiner verhockten Jugend auch sonst zu keiner Streife in das heimatliche Gebirge gekommen war; so wußte er nicht, ob das Kloster den Jahrhunderten standgehalten hatte, oder in Krieg und Brand zerstört lag, ja nicht einmal, ob er Menschen antreffen oder in die Einöde einer leer gebrannten Ruine kommen würde, als er mit dem trotzigen Gleichmut seiner Stunde in die Dunkelheit der waldigen Tiefe hinein ging. Er kam bald an den schwarzen Wall der Heidenmauer, die dem Rand der Hochfläche entlang lief und ihm den Weg zeigte. Die Sonne stand unterdessen schon so tief, daß ihre Strahlen seitlich durch die Stämme

in den Wald einbrachen, wo sie die schwarze Mauer nicht mehr übersteigen konnten und sich gleich abgeirrten Kindern des Lichts ~~sich~~ müde in das moosige Gestein lagerten, das feurig davon glühte. Der Ringier schleppte seinen Schatten zögernd darüberher und wenn ein Zweig unter seinen Füßen knackte, klopfte ihm das Herz, als ob er sich vor der Stille entschuldigen müsse. Unvermutet aber machte der Mauerwall eine Biegung nach innen und weil sich gleichzeitig die Anhöhe zur Linken hob, verschwand alle Sonne und die Tannendunkelheit stellte seinem zögernden Schritt den Schauer ihrer geheimnisvollen Tiefe entgegen. Da der Weg sich zugleich wieder senkte, sodaß ihm der Nadelboden unter den Füßen hinzuweichen schien, war es dem Ringier für einen Augenblick wirklich, als verließe ihn die irdische Schwere; bis die Heidenmauer sich wieder nach außen bog und eine jähe Wandlung ihm den Fuß hemmte: nicht anders, als ob er aus seiner Nacht in ein lohendes Feuer sähe, brach durch eine Lichtung der volle Brand der untergehenden Sonne herein und legte ihm einen glühenden Ball auf den Weg. Der feurige Busch Moris! wollte sein Verstand noch spotten, da kehrte sich das Wort herrisch gegen ihn: Zeug deine Schuhe aus, denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land! Und ob der Ringier sich selber belächelte, er ~~wenn~~ mochte es nicht anders, er mußte sich bücken und die Schnallen seiner Schuhe lösen; auch die Strümpfe zog er aus, barfuß und barhaupt gar der Seltsamkeit seines Tuns immer noch spöttisch bewußt, aber ihm darum nicht weniger hingegeben, schritt er in das Wunder hinein.

~~Der Ringier~~ Er war kaum unterwegs, wie im Traum über sich selber staunend, weil sich der Brand mit jedem Schritt in den goldenen Abend löste, der hier noch ungehindert sein zärtliches Liebeswerk tat, als ihm

eine flatternde Gestalt in den Weg lief, aufkreischend, weil sie im selben Augenblick von einem seitlich zuspringenden Kavalier gefangen wurde. Die Verblüffung der beiden konnte nicht geringer sein als seine eigene, wie sie da unvermutet zu dreien dicht gegeneinander standen. Die Dame – nicht mehr jung und atemlos von dem Lauf – bekam einen Weinkrampf; ihr hitziger Verfolger, durch die plötzliche Erscheinung um den Triumph seines Fanges gebracht, stocherte am Degen und fuhr dem Ringier mit Schimpfworten ins Gesicht, als ob er einen Hund verprügeln wollte. Der fand sich nicht gleich in die Wirklichkeit zurück: Der Bundschuh! sagte er hart und feierlich, und weil er dabei tatsächlich mit dem Schnallenschuh in seiner Rechten aushob, den Angriff abzuwehren, mochte ihn der andere für einen Wahnsinnigen halten, sodaß er davon rannte, nun von der Dame mit gellenden Hilferufen verfolgt.

Ein warnender Gedanke riet dem Ringier, beiseite zu gehen, aber kein verruchter Trotz zwang ihn den Fliehenden nach. Er hörte auch schon andere Stimmen und hatte bald das Schaubild einer übermütigen Gesellschaft, die durch das Klostertor aus- und einschwärmte; sogleich bereute er, der Warnung nicht gefolgt zu sein, aber nun sahen schon zuviel Augen nach ihm und einige der Kavaliere standen mit dem Degen in der Hand. Er wäre selber der Gehetzte geworden; so schritt er mit seinen langen Beinen geradezu in den Schwarm hinein, der im Ganzen viel zu sehr den zärtlichen Angelegenheiten eines Frühlingsabends hingegeben war, um seiner sonderlich zu achten. Er war auch schon unbehelligt bis ans Tor gekommen und die Degen wurden enttäuscht wieder eingesteckt, als ihn eine Gruppe seitwärts um seiner nackten Füße willen übermütig beklatschte. So wie ich noch einmal das wandernde

Brunnenriese von Colmar! dachte er noch; aber als er dann durchs Tor abgehen wollte, war es eine Falle, denn in dem Klosterhof lagerte der Troß von Wagen, Pferden und Reitknechten, die die Gesellschaft herauf gebracht hatte, auch sah er auf den ersten Blick, daß sie von der Hofhaltung in Straßburg waren.

Sein Instinkt riet dem Ringier, auch hier schnurgerade hindurch zu einer Gruppe von weißbemäntelten Mönchen zu gehen, die am Eingang zum inneren Hof gemächlich auf einer Treppe saßen und dem Trubel zusahen. Er grüßte sie, wie es ihrem kirchlichen Rang zukam und fragte so höflich, wie er es aus seiner Erregung vermochte, ob sie einem müden Elsässer ein Bett und vorher eine Abendmahlzeit geben könnten? Beides zu bezahlen, sei er in der Lage und bereit! Unglücklicherweise waren es Welsche und er hatte im Eifer Straßburger Dütsch gesprochen, das sie nicht verstanden; einer sah lächelnd zum andern, und wenn schon dieses Lächeln spöttisch war, so wurde Hohn daraus, als der aufgestöberte Kavalier dazu trat und hochmütig näselnd verlangte, sie sollten den Landstreicher in den Schweinestall sperren! Er sagte das französisch, vielleicht in der Meinung, daß der Ringier ihn nicht verstände, auch gab er ihm – nun mutiger als im Wald – einen Schupf, ihn auf den Weg zu bringen; aber das Wort war ihm eben aus dem Mund, da hatte der gelbe Kerl schon einen Schlag darauf, daß ihm das Blut aus der Nase lief. Er fuchtelte zwar von neuem nach seinem Degen, aber der Hieb saß zu gut; er wich hinter die zuspringenden Knechte zurück und schien Lust zu haben, es wie sein angelnder Landsmann bei Ensisheim mit Schimpfworten auszugleichen. Gleichzeitig aber drang auch schon ein halbes Dutzend ziehender Stoßdegen auf den Ringier ein und er wäre zum Sieb gestochen worden, wenn ihn nun nicht die Weißmäntel schreiend gedeckt hätten; einer riß ihn die Treppe hinauf und als

die hitzigsten Verfolger gegen die Tür polterten, war schon der schwere Riegel davor.

Sein Retter war darum nicht gütig gegen ihn, überschüttete ihn mit welschen Schmähreden und schien die beste Lust zu haben, den Raufhandel auf eigene Faust auszufechten. Nach dem letzten Abendgold draußen war die Dämmerung in dem gewölbten Gang fast nächtlich; so sah der Ringier nur den Umriß seiner schmächtigen Gestalt, mit der auch noch fertig geworden wäre, er ließ ihn aber ausfließen, um ihn dann - nun aber welsch - zunächst bekannt zu geben, wer er sei und daß er nur eine Beleidigung erwidert habe, im übrigen jederzeit bereit wäre, mit dem Degen für seine Sache zu stehen! Mehr die Form seiner Sätze und die gewandte Aussprache schienen den Mönch umzustimmen; er schwieg eine Weile, als ob er selber seine Schmähworte verschlucken müsse, wurde dann Kavalier trotz seinem Weißmantel und führte ihn mit einigen Komplimenten in die nächste Zelle, wo er ihn warten hieß.

Soweit war das Abenteuer besser abgelaufen, als es ausgesehen hatte; auch kam der Ringier nun endlich dazu, sein Schuhwerk wieder anzuziehen. Darüber stieg ihm das Blut von neuem in den Kopf, sodaß er ein paarmal im Zorn um den Tisch herum lief, ehe er ans Fenster trat, wo er unterdessen den ganzen Hof von der Gesellschaft erfüllt sah, Reitknechte, Kavaliere, Weißmäntel und Dämchen im buntesten Teppich gedrängt; am Brunnen aber seitab wuschen zwei Knechte dem Geschlagenen das Blut von der Nase. Gleich darauf kamen, von dem einen Weißmantel geführt, zwei andere herein, die ihn bestimmt aber nicht feindlich verhörten. Er sagte ihnen - wiederum französisch - ziemlich das gleiche wie vorher im Gang und wiederholte, da sie es nicht übel aufzunehmen schienen, auch seine Bitte um Tisch

und Bett. Während sie noch, anscheinend verblüfft durch die Vertnäckigkeit, einander ansahen, wurde die Tür heftig aufgestoßen und vom Abt geleitet trat ein gebeugter Mann in Kavalierskleidung herein, der augenscheinlich in der Hofhaltung einen Rang innehatte; denn sogleich stellten sich zwei Brüder mit Kerzen ehrfürchtig neben der Tür auf. Obgleich der Ringier ins Licht schend das Gesicht des Mannes kaum erkannte; fühlte er ~~sofort~~ gleich, daß er nichts gutes von ihm erwarten konnte. Der musterte ihn eine Weile in der hochmütigen Art solcher Herren, ließ sich von Verhör berichten, hörte aber gar nicht zu, und als der Abt ihn schließlich fragend ansah, wandte er sich achselzuckend nach der Tür, die ihm sogleich geöffnet wurde: Wenn er nicht in den Schweinestall wolle, sollten sie ihn in den Hundezwinger stecken! Er war schon draußen, als er das sagte, und in die Schritte seiner Begleiter ~~[illegible]~~ schrillte es auf dem Gang zurück, als er sich anscheinend noch einmal umwandte: Könnt ihrs nicht zwingen, ruft die Knechte!

Ob der Ringier glaubte, der Holzboden müsse unter seinen stampfenden Füßen zerbrechen, ob er sich nun wirklich wie ein Tier wehrte, ob er kratzte und biß, in wenigen Minuten hatten ihn die Reitknechte in einen Kellerraum gesperrt, der zwar leer aber nichtlich ~~[illegible]~~ sondern von Hunden bewohnt gewesen war, nach dem Gang durch eine benagelte Bohlentür und nach dem Hof durch ~~eine~~ eiserne Stangen ~~Gatter~~ abgesperrt. Sie konnten von draußen nicht in sein schwarzes Loch hinein sehen, trotzdem drängte sich noch lange eine Gruppe davor, ihn mit Schmähreden, mit Stöcken und herein geworfenen Steinen ans Gatter zu reizen.

Unterdessen aber hatte die Dämmerung auch in dem Klosterhof ihr graues Spinnennetz fertig gesponnen; die Knechte steckten Fackeln und Wind-

Digitized by Google

lichter auf, irgend aus einer Ecke klimperte Musik und bald fingt ein Tanzfest an, daß unter andern Umständen vielleicht auch dem Ringier gefallen hätte, so lustig flirrten die farbigen Seidengewänder im Spiel der darüber huschenden Lichter. Aber so mußte er durch das Gatter eines ehemaligen Hundekäfigs einem Übermut zusehen, dessen mißhandeltes Opfer er geworden war. Er hätte wirklich gleich einem Hund heulen und an den Eisenstäben hochspringen müssen, wenn er gegen die Sinnlosigkeit seiner Lage aufbegehren wollte; so stand er in den Schatten der Fensterecke gepreßt und wartete, immer noch zitternd in jedem Muskel, die Minuten und Stunden dieser Nacht ab.

Es hatte irgendwo zehn Uhr geschlagen und die da draußen begannen abzurüsten, obwohl immer noch und ausgelassener als vorher getanzt und gelärmt wurde, als sich dem Ringier in seinem Käfig die Stunde aufschloß: Wenn ich wenigstens ein Tell wäre, der um der Freiheit seines Volkes willen diesen Übermut leiden müßte! wollte er aus der immer wieder aufbrechenden Bitterkeit fragen und war schon dabei, mit neuen Anklagen auszufließen, als die Frage, statt von ihm auszugehen, stillstand und sich gegen ihn kehrte. Der Tell, den die Knechte des Landvogtes gefunden im Schiff mitführten, war bis zu dem Augenblick an der Platte, da sie ihn losbanden, auch nur der Mann aus Bürgeln gewesen, dem der Übermut auf einem harmlosen Gang an die Hurgel gegriffen hatte; und wenn er danach aus dem Machtbereich des Landvogts geflohen wäre, statt ihm den Pfeil ins Herz zu schießen, würde kein durch ihn befreites Volk sein Gedächtnis bewahrt haben. Wohl war der Kardinal Rohan kein Landvogt und es gab Straßburger genug, die ihn priesen, weil ~~[illegible]~~ der Glanz seiner Hofhaltung den reichen rheinländischen Adel

anlockte; aber darum war das Elsaß doch ein vom welschen Übermut geplagtes Untertanenland und ein Griff aus Versailles konnte ihm die Gurgel seines Scheindaseins völlig abdrehen!

Nun glaubte der Ringier zu wissen, warum ihn das Schicksal nach Zürich geführt und ihm das Dasein einer freien Volksgemeinschaft gezeigt, warum es ihm bei seiner Rückkehr in die elsässische Heimat die Steine der Prüfung vor die Füße geschoben hatte bis zu der schmählichen Gefangenschaft. Und obwohl noch keine Überlegung darin und alles nur der erste starre Besinnung war, schon die Ahnung des verstiegenen Planes prasselte auf ihn nieder gleich dem Ungewitter in Colmar; aber wie er da in keinen Teareg geflüchtet war, hielt er auch diesem Wetter trotzig stand: Für was lebe ich? fragte seine Jünglingsseele und die Kellerwände fielen auseinander wie schlechte Kulissen: Um einmal vom Unrecht ein Amt zu erhalten und über seinen erbärmlichen Genüssen hinweg zu sterben? Als ob es Genüsse wären, zu essen und zu trinken, ein Mädchen zur Frau zu machen, Kinder mit ihr zu haben und sich mit gelegentlichen Schwärmereien darüber zu täuschen, daß man das Große verraten hat, indem man es zu lieben vorgiebt!

Der Ringier wußte später nicht mehr, wie er von Linnen gekommen war, sodaß er den lärmenden Aufbruch im Fackellicht nur noch traumhaft wahrnahm. Er hatte es dies erzählte ihm der Bruder Berthold – als der im Auftrag des Abtes gleich danach in seinen Keller kam, ihm Tisch und Bett zu gewähren, bäuchlings dagelegen, die Glieder gleich einem Schwimmer ausgestreckt, als ob er seit Stunden gestorben wäre; sie hätten ihn, da keiner ihn wachrütteln konnte, so sehr sie es auch mit andern Mitteln ihrer ärztlichen Kunst versuchten, zu Vieren hinauf getragen in die Zelle, darin er sich,

wie andern Nachmittags endlich erwachend, auf einer Decke am Boden liegend fand, weil ein Bett für seine gesperrten Glieder zu klein gewesen war. Der Bruder Berthold stammte aus Molsheim, er sprach Dütsch und das Lächeln seiner gespitzten Greisenlippen lag beständig auf der Lauer, ein Scherzwort einzufangen; er hob ihn auf, daß er zum Sitzen kam und hielt ihm den Rücken wie einem Kind, bis der Ringier erstaunt aufstand und in der Zelle ausschreitend die Glieder prüfte. Er laufe, Wein und Brot zu holen, tröstete der Bruder, das sei der beste Morgenimbiß um diese Zeit! Aber als er ihm damit eine Viertelstunde Zeit gelassen hatte, das Zimmer auszumessen, fand er den Ringier wieder auf dem Bett sitzend, die Augen starr auf ein Bild gerichtet, das über seinen Schultern an der Wand hing.

Wer ist das? fragte er auf welsch, und als der Bruder Berthold sagte, die heilige Odilia, sah er ihn lächelnd an, wie wenn er endlich seine Scherzhaftigkeit begriffe: Und warum hält sie die Augen geschlossen und sieht uns nicht an?

Weil sie eine blinde Heidin war und erst durch die Taufe an unsere Quelle sehend wurde!

Und seitdem ist unsere Heilige wieder blind geworden? fragte der Ringier da und es schien dem Bruder Berthold, als ob der lauernde Blick eines Irren die Frage begleitete. Doch störte es ihn nicht, weil er nun selber wieder die Augen über dem Brunnen seiner Gedanken schloß. Aber als der Bruder sich nach langem Warten beiseite tun wollte, dem Abt das neue Rätsel dieses Menschen anzusagen, war er durchaus nicht wieder eingeschlafen, stand auf und fing an zu essen von dem Brot und an zu trinken von dem Wein – wie ein Wolf, sagte der Bruder, als er mit

der zweiten und danach der dritten Portion ankam – bis der Ringier sich den Mund abwischte und nach seiner Schuldigkeit fragte.

Es würde dem Kloster eine Genugtuung sein, wenn es sich dadurch um etwas gegen ihn entlasten könne!

Dann möge er dem Abt Dank und Gruß eines Elsässers sagen, der zum Abend noch einen Gang vorhabe! Und ob der andere ihm nun aus freien Stücken die Gastfreundschaft des Klosters anbot, der Ringier wehrte mit einer französischen Wendung ab, die ebensowohl Dank als eine spöttische Ablehnung bedeuten konnte, und verließ mit schwankenden Schritten, wie wenn ihm nun doch der Wein zugesetzt hätte – die Felle und das Haus und winkte dem verdutzten Bruder Berthold noch einmal zu, bevor er gegen Sankt Nabor hinunter ging.

x x
x

Der Ringier stand im dreiundzwanzigsten Jahr seines Lebens, als ihn das Schicksal seines Landes derartig beim Genick faßte. Bis dahin hatte er für einen ehrgeizigen Studenten in allen möglichen Wissenschaften gegolten und war von mehreren Professoren als eine Hoffnung ihrer Fächer betrachtet worden, nun wurden ihm ihm die wohlgespannten Segel eingeholt. Der von ihm so hart aufs Maul geschlagene Kavalier war – wie er später erfuhr – ein Marquis de Villeroi gewesen, nicht aber der, sondern ein Herr von Hüningen holte ihn nach seiner Rückkehr vor den Degen. Als der Ringier den Namen (Korth) brachte er ihm seine ganze Jugend herauf: das einzige Mal, da er als Knabe mit dem Domherrn in Habsheim gewesen war,

hatte der wochenlang einen Spielkumpan dieses Namens bei sich gehabt, einen schon ältlichen Mann, von dem er nur noch wußte, daß er bei jedem Anlaß mit einem Nußknackermaul voll gelber Zähne wieherte; umso günstiger stand ihm der Sohn in Erinnerung, ein schmächtiger Knabe gegen seine frühgeistige Gliederlänge, aber um einige Jahre älter trotzdem. Sie hatten miteinander im Rhein gefischt, Steine gesucht und fantastische Pläne gemacht; und weil es das einzige Mal war, daß er einen Spielkameraden fand, war ihm sein Bild in einem Rahmen nie mehr genossener Fröhlichkeit derart lebendig geblieben, daß er nicht an seine Jugend denken konnte, ohne sein Gesicht zu sehen. Aus diesem Gesicht sollte nun die gelbe Fratze seines Gegners vom Odilienberg gewachsen sein, mit dem er den ersten Gang auf Tod und Leben fechten mußte. Denn daß er mit einem andern den Degen kreuzen würde, ahnte der Ringier nicht, bevor er auf den Fechtplatz kam.

Er kannte den Kuningen wieder beim ersten Blick, obwohl es ein fester Kerl mit einem frechen Mund geworden war, der ihn kaltblütig musterte. Die Verwirrung, ihn statt einem andern vor sich zu haben, machte den Ringier so lahm, daß er um Aufschub bitten mußte, der andere schien eine Erkennung entweder nicht zu ahnen oder nicht zu wünschen, sah ihn mit undurchdringlichen Augen an, bis er antrat. Dann wurde es freilich mehr eine Fechtstunde als ein Freikampf, was sie an dem morgendlich dampfenden Wasser der Ill vollführten; der Ringier hatte fechten gelernt wie andere, war aber nie in einem Handel gewesen, während der Kuningen den Stoßdegen wie eine Schreibfeder führte, ihm nach Belieben seine blutigen Buchstaben einzuritzen. Jetzt wird er mich aufspießen wie damals am Rhein eine Schnecke, dann ist das Spiel zu Ende, ehe es angeht! Dachte

er und versuchte einige von seinen gelernten Kunststücken, die der andere mit seinem Degen einwickelte und ihm auf der Spitze zurückreichte. Bis ihm die Sache langweilig wurde: Genug Landsmann! sagte er im schönsten Sundgauer Dütsch, schleuderte ihm den Degen mit einem harten Schlag aus der Hand und warf den seinen so kunstreich hinterher, daß sie kreuzweise in den Rasen zu stecken kamen, schüttelte ihm flüchtig die Hand und verließ den Platz, den Fugen das weitere überlassend.

Schon zum Mittag hörte der Ringier, daß er sogleich vom Schießrain auf die Insel hinüber gegangen wäre, um dort dem Marquis das Rippenfell gründlich zu durchstechen; angeblich um einer Dame willen, irgendwie aber auch – wie der Ringier bald zu spüren bekam – um den Handel auf dem Odilienberg. Da der Getötete von französischem Adel, sein Gegner Elsässer war, spitzte sich die Erregung auf eine Weise zu, daß der von Hüningen Straßburg verließ und als verschollen galt; so blieben die Wolken allein über dem Studenten Ringier als der greifbaren Ursache hängen. Irgend ein Wink genügte, daß er von der Universität verwiesen wurde, und damit saß er vor der leeren Zukunft, bevor er seit seiner Heimkehr in einem Hörsal gewesen war.

Der Ringier nahm auch das mit einem Gleichmut hin, darin selbst das Erlebnis mit seiner Jugendbekanntschaft bald nur noch eine Episode blieb: Er war damals statt hinunter nach Sankt Nabor vom Odilienbrunnen seitab in den Wald und nach mühsamen Irrwegen mit der Dunkelheit in das verfallene Hagelschloß geraten, wo er seine Unterkunft mit Eulen teilen mußte. Er hatte die Nacht durchgewacht, hatte den Odilienberg im Gespinst des Mondes sein (Degen)kleid anziehen sehen, und grübelnd

hinein gewirkt, was er vom Apfelschuß Tells und dem Rütlischwur wußte: Wenn es einfachen Hirtenleuten möglich gewesen war, sich von der eisernen Gewalt der Landvögte frei zu machen, konnte es den Elsässern zwischen der Eifersucht von Wien und Paris nicht unmöglich sein, sowie sich Männer von Einfluß, Klugheit und Willenskraft zusammen fänden! Und obwohl er, der unbekannte Student aus Straßburg seine Gedanken vergebens nach Männern solcher Art suchen ließ: als die Fackelbrände der ersten Morgensonne über den Schwarzwald ins Elsaß hinein brachen, hatte er sich auf dem heiligen Stammboden den Geistern des Landes nahe genug gefühlt, die Schwurhand für die elsässische Freiheit zu erheben. Seitdem galt ihm sein Leben verwirkt und so achtete er die Hand des Schicksals, als es ihn bürgerlich vogelfrei machte.

Der Ringier war klug genug, keinen Augenblick zu vergessen, daß diese Sache zunächst über das Vermögen eines Studenten hinaus ginge, aber halbes oder weniger zu tun, war seiner grobschlächtigen Natur immer gering gewesen und in der Sicherheit seiner Berufung wies er alle Gedanken, sein Studium an einer andern Hochschule fortzusetzen, verächtlich ab. Er mietete sich eine Dachkammer am Spitalplatz jenseits der Ill, die in den Giebel des Hauses eingebaut war; da sah er über den Dächern das Münster von Süden, wie sein rotes Steingebirge mittags die Sonne einsaugte, um sie abends wieder auszuglühen: der Anblick sollte ihm ein tägliches Wahrzeichen sein. Zuerst einem Einfall, dann der Gewohnheit folgend, stieg er manchmal auf die Plattform, den Glockenschlag zwölf abzuwarten. Da sah er die stolze Stadt mit dem Gedränge ihrer roten Dächer als das Herz der Heimat um sich gebreitet, er sah aber auch, wie sich die Geschwünde der Fremdherrschaft stetig hinein fraßen, hüben der Palast des königlichen Prätors

Klinglin, drüben das Schloß des Kardinals Rohan und hinten gegen den Chor die Zwingburg der Jesuiten. Er konnte das Maß an den Dächern abzählen: fünfzig alsässische Bürger gegen einen Welschen, und draußen auf dem Land waren es ihrer tausend gegen einen. Wer den Funken fand, die Masse der Bauern und Bürger zu entzünden, dem mußte die welsche Herrlichkeit im Strohfeuer wegbrennen; und er brauchte nur eine Stunde lang in den ~~alten~~ kleinen Gassen herum zu horchen, um zu wissen, wo das Pulver für den Funken war.

Den ganzen Winter danach lebte der Ringier wie ein Gefangener in seiner Kammer; gerade die Heimlichkeit seiner Pläne und daß alles fast erste nur Hirngespinste seiner Einsamkeit waren bestärkte seinen Fanatismus. Er legte Namenslisten an von einflußreichen Elsässern im Ausland, ~~sich~~ namentlich an den Höfen von Wien und Versailles, und suchte in Straßburg wie sonst Männer von Geltung zu finden, die sich in Sprache und Kleidung dem alten Wesen treu verhielten; er berechnete die geringe Besatzung im Land und wieviel entschlossenes Volk nötig sei, sie zu überrumpeln. Nachher würde freilich die ganze Macht des französischen Königtums aufstehen, aber dafür würde Franz Stephan von Lothringen in Wien als zukünftiger Gemahl der Kaisertochter gehalten und sein Herzogtum reichte gleich einem Schutzwall des Elsaß vom oesterreichischen Flandern bis gegen den Sundgau hinunter. Denn dies war der Gedanke, daran der Ringier seinen Plan hängte, zuerst die kaiserliche Hilfe mit der Täuschung aufzurufen, daß es die Wiedervereinigung mit dem Hause Habsburg gälte, um danach die Franzosen gegen Oesterreich auszuspielen; und soviel glaubte er die Verhältnisse an beiden Höfen zu kennen, um sein Gespinst nicht allzu windig zu finden.

Digitized by Google

Das erste Mißgeschick des Ringier aber war, daß dies alles, was ihn einmal der Heimat so tief verbinden sollte, sein Dasein vorläufig in einer verbissenen Menschenscheu immer mehr von ihr absonderte. Der Frühling drängt schon in den klebrigen Knospen, als er sich eines Mittags überraschte, wie er nur deshalb aus der Tür eines Speischauses zurück wich, weil zufällig ein ihm bekannter Student darin saß; er zwang seine Scheu von der Straße in das Lokal zurück und setzte sich mit einem grimmigen Lächeln in dem schwarzen Elsässergesicht zu dem andern an den Tisch, der diese Annäherung verwundert quittierte. Es war ein wohlhabender Tuchmachersohn aus Colmar, ein rechter Zierbengel, den mehr das studentische Freudenleben als ein Wissenstrieb an die Hochschule gebracht hatte und der um seiner Geldkatze willen eine Rolle in der Landsmannschaft spielte. Stets bereit, dafür zu werben, benutzte er die unerwartete Gelegenheit und war verblüfft, an dem Ringier – dem diese Werbung ein Finger des Schicksals schien – einen so leichten Fang zu tun. Noch aus dem Speischaus spazierten sie miteinander vor das Tor zu einer Weinwirtschaft hinaus, wo sie die Genossen des Colmarers trafen und eine Trinkerei anfingen, aus der er zum erstenmal in seinem Leben vom Wein berauscht erst morgens heim in seine Dachkammer kam.

So lächerlich dem Ringier die studentischen Gebräuche auch diesmal gewesen waren und so wenig sein Ehrgeiz danach stand, den Wein kannenweise hinein zu schütten: diese eine Trinkfahrt hatte ihm dargetan, in was für eine Bedrängnis er mit sich selber geraten war, weil er längst an dem toten Punkt seiner Absichten stand, wo irgendwie die Ausführung beginnen mußte, von der ihn die Kluft seiner Vereinsamung trennte. Da es die

erste Gelegenheit eines Umgangs war, die sich ihm anbot, wurde er Landsmannschaftler; und er mußte sich noch den Vorteil buchen, daß sie ihn, den verwiesenen Studenten überhaupt zuließen. Überdies hängte er seine Hoffnung gleich daran, daß es Elsässer waren, aus allen Landesteilen stammend, und obwohl er die Gefahr der kleinsten Schratzhaftigkeit kannte, glaubte er doch, hier die ersten Schlingen legen zu können. Stärker als dies alles war freilich, daß seine mißhandelte Natur aus der Spannung des verbrüteten Winters einen Ausweg fand; und als er eines Tages wieder mit einem Schläger in der Faust vor dem Fechtmeister stand, glaubte er sogar, mehr als diesen Ausweg gefunden zu haben: Er spürte immer noch den scharfen Schlag im Arm, damit ihm der Ulmingen die Waffe aus der Hand geschleudert hatte, und da er immerhin Kriegsgedanken im Kopf trug, lernte er mit entschlossenem Eifer fechten, um im Notfall das Leben anders als damals seinem Handgelenk anvertrauen zu können.

Als seine Grobknochigkeit erst einmal gewandt genug war, die Kräfte seiner langen Gestalt auszunützen, kam er bald in eine Leidenschaft, darin sich die aufgesparten Körperkräfte des Winters austobten. Er schlief auf dem Fechtboden und brachte sich allmählich in den Ruf eines sicheren Schlägers. So machte es sich von selber, daß ihn die Landsmannschaft schon im Frühsommer gegen einen Kurmainger aufstellte, dem eine scharfe Hand nach gerühmt wurde. Er hielt sich gut und war so lüstern auf die Fortsetzung, daß sie ihn weiter vorschoben; und als er schließlich einen großmäuligen Schwaben, der bis dahin ein Schrecken der Landsmannschaften gewesen war, so zu Schanden hieb, daß sie ihn auf einer Tragbahre heimschaffen mußten, sah der

Ringier so etwas wie einen Ruhm um sich, der seinem Ehrgeiz eine erste Befriedigung gab.

Immerhin war es an seinem Schwur im Hagelschloß gemessen ein ironisches Vergnügen, sich für die elsässische Landsmannschaft abwechselnd mit den Nationen herum zu schlagen, und er verhängte einmal durch Wochen sein Fenster, weil er den Anblick des Münsters nicht mehr ertragen konnte. ~~Er hätte das Handwerk auch nach der ersten Befriedigung aufgegeben, wenn~~ Auch war es ein ärmlicher Trost, daß ihm die Händel und das Ansehen, das er dadurch genoß, eine Freiheit zarniger Redensarten gaben, darin er zum wenigsten in der Landsmannschaft den Haß gegen die Welschen nicht übel schürte; und eben die schimpfliche Abfuhr des Schwaben war in ein Siegesfest ausgelaufen, bei dem es den andern Nationen miteinander zugunsten der Elsässer im schwadronnieren übel erging. Je tiefer es in den Herbst ging, daß sich die Zeit seiner Schweizerreise näherte, umso empfindlicher wurde der Ringier gegen das sinnlose Einerlei, darin seine Genossen - und er schließlich mit ihnen - ihre Tage mit Trunk und Prahlereien hinbrachten, wobei es sein zweifelhafter Ruhm war, ihren Raufdegen vorzustellen. Er fing an, sich unwirsch zurück zu halten und, wo sie ihn drängten, auch gegen sie die Vormacht seiner Schlägerfaust auszuspielen; es gab Händel und Reibereien und namentlich der Colmarer Tuchmacherssohn, dessen Geltung Schaden durch ihn gelitten hatte, spielte den Vorwand gegen ihn aus, daß er als verwiesener Student weder aktiv sein, noch die Landsmannschaft in Streitfällen vertreten könnte. Der Ringier hielt sich schließlich nur noch in einer Art Faustrecht, bis eine Weinfahrt nach dem Odilienberg die Mischung von Ekel und kleinlichem Trotz, darin er lebte, in Gärung brachte.

Digitized by Google

Er selber hatte die Fahrt vorgeschlagen, weil er sich an der ärmlichen Hoffnung hielt, mit irgend einer ausbrechenden Begeisterung die Rechnung des Odilienbergs bei ihnen doch noch zu begleichen. Dabei hatte er freilich an eine nächtliche Wanderung gedacht; aber durch die Mehrheit der Bequemen ergab sich eine Wagenfahrt daraus, bei der unterwegs soviel getrunken und an friedlichen Dörfern Unfug verübt wurde, daß sie erst am nächsten Mittag oben ankamen, statt morgens zum Sonnenaufgang da zu sein. Die meisten suchten sich gleich einen sonnigen Platz im Wald, ihren Rausch auszuschlafen, und die übrigen setzten in der Klosterwirtschaft ihre Trinkerei fort. Schon unterwegs hatte der Ringier seinen Überdruß nicht mehr verhalten können, nun tat er sich beiseite, weil er sich selber mit der Genossenschaft gegen seine Erinnerungen verächtlich wurde. Er fand den Weg wieder zum Männelstein hinauf, aber oben war das Land verschleiert und die Bäume standen wie gestorben in der trägen Herbstluft; da saß er dann und brütete den ganzen Nachmittag warum ihm sein Hochmut in dieses Gleis geraten war? Weil sich mir kein anderes auftat! ließ er seinen Groll antworten; aber gerade diese Antwort, deren Gültigkeit er mit allem Haß seiner verbitterten Seele untersuchte, machte ihm die Verlorenheit seines Zustandes unerbittlich klar

Vielleicht, weil sie ihn suchten, vielleicht auch um der abendlichen Aussicht willen, kamen ihrer drei dem Ringier nach auf den Männelstein, und der Tuchmacherssohn war darunter. Wie sie ihn auf dem Fels dasitzend fanden, ~~drangen~~ fielen sie mit Triumphgeheul über ihn her, das in ihrer Weinstimmung harmlos sei mochte, ihm aber wie Rabengeschrei

in sein verdüstertes Gemüt krächzte. Der Colmaser wollte noch einen besonderen Witz machen und überreichte ihm auf der Spitze seines Rappiers einen Maulwurf, den er unterwegs aufgespießt hatte. Er riß ihm die Waffe mit einem Griff aus der Hand, der ihm das Handgelenk fast zerbrach, zertrat sie und schleuderte den Korb über den Abhang in die Wälder die Tannen hinunter, und als die andern ihm in den Arm fallen wollten, fuhr er ihnen mit dem blanken Degen dazwischen, daß sie es vorzogen, schleunig den Rückweg zu nehmen, wobei sie, immer hitziger von dem sinnlosen Zorn des Ringier verfolgt, ins laufen kamen und so gleich abgeirrten Schafen von ihm zur Heerde im Klosterhof zurück getrieben wurden, die einen Spaß vermutete und die Schimpfenden mit Gelächter empfing.

Der Ringier aber, der die Torheit und Schmach ihrer Genossenschaft damit abschüttelte, warf seine Waffe hinterher und sprang ins Dickicht, zum zweiten Mal im Hagelschloß eine Unterkunft zu suchen.

x x
x

Was diesmal von dem Ringier nach Straßburg zurück kam, war nur noch ein in Vorwünschungen seines Daseins leer geronnenes Gefäß. Aus der Landsmannschaft wie aus den Hörsälen verwiesen, ohne Verbindungen, zu unbeholfen und zu scheu, irgend ein Stück Wirklichkeit für seine ehrgeizigen Pläne zu erzwingen, trug er den Rest fortab wie einen Sauerteig herum, den der Bäcker vergessen hatte, und der, statt einen Brotteig zu durchsäuern, in sich selber vergärte und stockig wurde. Seine Einnahmen hätten zur Not gereicht, irgendwo sonst das Leben noch einmal zu versuchen, aber auch für

Digitized by Google

seinen gedemütigten Hochmut gab es nichts mehr außerdem, was ihm versuchenswert gewesen wäre. Er blieb in seiner Dachkammer wohnen, strich tagelang wie ein kranker Wolf umher, und saß dann wieder tagelang in den Wirtschaften der kleinen Leute, ohne viel zu trinken, und weil aus den Wochen dieser traurigen Vergeudung Monate und schließlich Jahre wurden stellte er allmählich mit seinem verbissenen Hochmut einen verbummelten Studenten und Müssiggänger vor, wie sie den Bodensatz aller Hochschulen bilden; bis das Schicksal noch einmal die Hand auf ihn legte.

Er pflegte seine schlaflosen Nächte in einer Wirtschaft der Altstadt zu verbringen, darin sonst nur fahrendes Volk verkehrte, um des guten Weines und der ansteckten Räumlichkeiten willen aber auch manchmal Herrenleute zu finden waren, die etwa mit zweifelhaften Damen Unterkunft suchten. Da traf er eines Abends unvermutet den Herrn von Hüningen wieder; der hatte ein rothaariges Weibsbild aufgelesen, das – wie der Ringier aus seiner dunklen Ecke beobachten konnte – gleichzeitig noch einen Handel mit einem der Mannheimer Schiffer hatte, die an dem selben langen Holztisch saßen. Auch der Hüningen schien den Unrat zu merken; er schob die Dame, die augenscheinlich Not hatte, den Schiffer noch zu begütigen, während sie ihren gegenwärtigen Besitzer durch allerlei Freundlichkeiten abzulenken suchte, derartig zur Seite, daß sie gerade noch an dem Schiffer Kelt fand. Dem wiederum schien diese Zuweisung nicht behagen; bevor noch das Weibsbild seinen Busenlatz in Ordnung gebracht hatte, stand er schon aufgerichtet vor dem Hüningen, den Weinkrug schlagbereit in der Hand. Obwohl der kaltblütig sitzen blieb, während die andern Schiffer als handfeste Gerde bereit saßen,

ihrem Kameraden beizuspringen, sah der Ringier doch, daß die Sache für ihn gefährlich wurde, und folgte einem frechen Einfall: Er wußte, daß nebenan im Kabinett von einer früheren Kriegszeit des Wirtes zwei schwere Reitersäbel kreuzweis an der Wand hingen, bevor die Kerle des merkten, hatte er die geholt, einen warf er dem Bedrohten hin mit dem andern stand er ihm von der Seite bei, und da er nun auch kein Schüler der Fechtkunst mehr war, hatten sie die Schiffer samt dem schreienden Weibsbild bald auf die Gasse hinaus getrieben und konnten durch die Hintertür einem neuen Angriff mit Anstand entgehen

Das Abenteuer war unblutig gewesen und in seinen Umständen kaum geeignet, eine Freundschaft darauf zu pflanzen; auch sagten beide kein Wort, während sie nachher einen Ausweg aus dem trüben Gewinkel der Hinterhäuser suchten. Aber als der Ringier andern Morgens noch im Bett lag und verdrossen in das Fensterviereck mit dem näßlichen Wintermorgen sah, klopfte es und der von Hüningen kam, frisch und ~~[illegible]~~ gute trotz der Nacht, ihm für seinen Beistand den schuldigen Dankbesuch zu machen; und obwohl der Ringier ihn verdrießlich abwehrte und den Schwall von Erinnerungen, der mit ihm kam, ließ er sich nicht beirren, ihm herzhaft die Hand zu schütteln und sich ihres gemeinsamen Waffenganges zu erinnern. Er hätte damals gerußt, wer sein Gegner wäre, aber Gründe gehabt, es nicht zu zeigen; übrigens sei es eine lange Rechnung gewesen, die er mit dem Marquis beglichen habe! Und unversehens war er dann schon mitten in den Tagen ihrer Jugendbekanntschaft, deren er sich in allerlei Einzelheiten kaum weniger lebhaft als der Ringier erinnerte. Weil der dabei immer noch halbausgeschlafen im Bett lag, war es ihm schwer, sich gegen den Ton zu wehren, so überströmte die Kameradschaftlichkeit darin

sein vertrocknetes Gemüt wie eine Gießkanne.

Von dem Morgen an rechnete ihre Verzbruderschaft; die Zufälle ihrer Begegnungen und auch die gemeinsame Erinnerung an ein paar Jugendtage allein hätten das kaum vermocht; es zeigte sich aber bald, daß sie immer noch die Spielkameraden von damals und überdies trotz aller Verschiedenheit ihrer seitherigen Lebensumstände nicht unähnlich im Schicksal waren. Aus einer gefährlichen und entbehrungsreichen Jugend war der Vüningen in holländischen Diensten Soldat gewesen und schließlich im Gefolge einer im Meingau reich begüterten Dame nach Straßburg zurück gekommen, um den Lücken seiner Bildung mit späten Studien nachzuhelfen. Der böse Handel mit dem Marquis hatte ihn ~~gar~~ noch einmal aus dem Elsaß verjagt, doch war ihm die Dame – sie eben hatte die flatternde Gestalt auf dem Odilienberg vorgestellt – ~~ihm~~ nach Eltville gefolgt gefolgt und dort mit ihm in die Ehe getreten. Der Glanz ihres Vermögens ermöglichte ihm zwar die Rückkehr, aber es war in den Jahren doch nicht viel Gras über den Marquis gewachsen, daß er am Hof des Kardinals Rohan angenommen worden wäre. Dadurch verärgert, auch viel zu sehr an das Hin und Her seines abenteuerlichen Soldatenlebens gewöhnt, um an der Alltäglichkeit der Vorsäle auf die Dauer Gefallen zu finden, saß er nächtelang – zum Gram seiner zimperlichen Frau – die sich um ihres Geldes willen an einen Wüstling geraten sah – mit zechlustigen Kumpanen in den Wirtschaften herum, Gott und seine mißratene Welt höhnend, und war in ~~seiner untätigen~~ dieser Müssiggängerei ein Spiegelbild des Ringier, indem er gleich ihm auf der Drehscheibe seiner untätigen Männlichkeit saß. Da es für beide immerhin eine Erleichterung war, daß sie ihre Drehscheiben aneinander rieben statt an landfremden

Wirtshauswolk, standen sie bald besser miteinander, als jeder von ihnen vorher mit einem Menschen gestanden hatte; auch kamen sie aus dem Schlamm ihres Daseins wieder in reineres Wasser.

Bald führte der Küningen den Ringier in sein reich bestelltes Haus, das er am Schiffleutstaden bewohnte, und da die Dame aus dem Rheingau den wohltätigen Einfluß seines Umgangs auf ihren Gatten dankbar quittierte, wurde sie in den Freundschaftsbereich mit einbegriffen, obwohl sie kaum mehr darin bedeuten konnte als ein notwendiges Möbelstück. Dann als Sie beiden, die nur an ihrer Einsamkeit verstockt waren, erst einmal anfingen, ihre Ansichten über Lebensumstände mit der Wirklichkeit zu vergleichen, fand sich bald, daß sie durchaus noch mit Gelüsten zu tun hatten, in dieser Wirklichkeit etwas zu bedeuten, und damit traten sie schon wieder über den Lebenskreis der besorgten Frau hinaus. Namentlich der Küningen sprach gern davon, daß es für einen rechten Mann auch etwas Rechtes zu tun gäbe und daß sie beide – zum wenigsten er selber – den Platz noch nicht gefunden hätten! Er hielt es für einen melancholischen Anfall seines Freundes, wenn der bei solchen Reden verbissen und schweigsam wurde.

Während der Ringier ~~[illegible]~~ dann gleichsam auf der verriegelten Kiste gefährlichen seiner Erlebnisse saß, rührte der Küningen auf andere Weise viel tiefer daran: Es hatten einige seines Namens in den mittelalterlichen Kämpfen eine nicht unrühmliche Rolle gespielt; dadurch las er mit Eifer alte Schriften über die elsässische Geschichte, der auch ~~[illegible]~~ sein mißglücktes Studium gegolten hatte; dann gerade dadurch, daß die vielgelehrten Professoren hierüber soviel sie nichts wußten, waren ihm die Hörsäle verleidet worden.

Digitized by Google

Unversehens wurde auch bei dem Ringier der verrostete Studenteneifer wieder lebendig, zumal er ihn mit dem Rest seiner Kenntnisse vielfach belehren konnte. Sie fingen an, bei den Antiquaren nach alten Schriften zu suchen, saßen tagelang auf der Bibliothek herum und bauten an dem Bild der alten reichsfreien Zeit, wo im Elsaß der Zehnstädtebund das Vorbild der weltberühmten Hansa abgab, wo Tauler und Meister Eckart in Straßburg lehrten und Gutenbergs erste Presse da stand. Trotzdem der Ringier das meiste wußte, war es zum erstenmal, daß er diese Dinge so für sich selber erlebte; das Wohlgefühl, doch wieder tätig zu sein, kam hinzu und so wuchs ihm allmählich aus dem bitteren Bodensatz seiner Hirngespinste ein Stück Wirklichkeit, das seiner Natur erreichbarer und darum doch der Heimat nicht weniger verbunden war als seine tauben Pläne. Er wollte die Geschichte des elsässischen Landes schreiben und ihm dadurch mehr als nur ein Denkmal aufrichten; zwar gab es seit kurzem acht dicke Bände darüber von dem gelehrten Laguille, aber die galten der Provinz Alsace und deuteten der Einverleibung, während er gegen den geborgten Glanz der Prätoren- und Kardinalswirtschaft das Schaubild der eigenmächtigen Vergangenheit leuchten machen wollte, da die Elsässer den Eidgenossen gleich und Kaisern wie Königen zum Trotz ihre geachtete Freiheit hatten.

So ~~blühte~~ schien dem Ringier aus der Grausamkeit seiner Enttäuschung doch noch ein Glück zu blühen, ~~darin sich~~ er seine Berufung zwar bescheidener, als er gefiebert hatte, aber doch noch groß genug erfüllt sah, ein Leben daran zu setzen; und dies war die tragische Stunde seines Schicksals, daß er gerade da den Schlüssel zu dem scheu behüteten Geheimnis hergab, als er die Kiste für

immer wegstellen wollte. Es geschah abends in einer Giebelkammer und draußen fiel Schnee in den verhüllten Mondschein, so weich und warm, daß die Küningen am offenen Fenster stand und über den durchleuchteten Auszacken der Dächer sah, indessen der Ringier im Eifer seines Planes hin und her ging. Er hatte gerade von der möglichen Wirkung eines Werkes gesprochen, wie es im elsässischen Volk das Selbstbewußtsein der alten Freiheit erwecken könne, das jetzt gleich dem geblendeten Simson im Keller der Fremdherrschaft säße und den Welschen das Korn mahle, als die Küningen sein freches Lachen anschlug: Er könne die Verschiedenheit ihrer Natur zutage, spöttelte sie und fühlte sich wieder ganz als der überlegene Fechtmeister zu fühlen, ihm den Degen aus der Hand zu schlagen, er sei Soldat und könne dergleichen nicht hören ohne die brennende Lust, sein Leben mit einer Tat dahinein zu werfen, bei ihm aber, der in Büchern groß geworden wäre, würde alles, auch eine so drängende Wirklichkeit wie diese, immer wieder zu Papier. Der Ringier wollte schweigen bei dieser Lästerei, aber die Eifersucht und der Ehrgeiz des Augenblicks nahmen ihm alle Vernunft, und als er sie wiederfand, hatte er den Schlüssel zu seinem Geheimnis schon aus der Hand gegeben. Zuerst war er bei spöttischen Andeutungen geblieben, hatte sich aber hinreißen lassen, wie ein Verteidiger, der eine unsichere Sache führt und dabei hitzig wird, als ob ihm nun erst, da er den Plan preisgab, die Ungeheuerlichkeit davon klar würde. Zugleich aber brach die Bitterkeit seines gescheiterten Hochmuts aus, sodaß die Küningen ein Bekenntnis seiner Unzulänglichkeit hörte, wie er es sich selber bisher verweigert hatte.

Sie sahen sich drei Tage lang nicht nach diesem Abend; für den Ringier waren es Stunden der Verbitterung, wie er sie aus seinem neu

versicherten Daseins nicht mehr erwartet hatte; als ein gedemütigter Narr war er in seiner Giebelkammer übrig geblieben und notdürftig flickte er sich aus den Trümmern seines Urchmuts den Trost zurecht, daß er nun erst, nachdem er sie preisgegeben habe, den Spuk seiner vermessenen Pläne losgeworden sei. Am vierten Morgen aber, als er nach seiner Langschläfersitte noch im Bett lag, kam der bekannte Schlag an die Tür und dick verschneit und funkelnd trat der Uüningen ins Zimmer. Ohne erst den Mantel abzulegen, setzte er sich ans Bett und breitete da seine Papiere aus, auf denen er die Werte seines in vielen Besitzungen und Rechten, Pfandbriefen und Silberbergwerken zerstreuten Vermögens genau berechnet und addiert hatte; es war eine Summe, die dem andern märchenhaft scheinen mußte: Das sei der erste Kriegsschatz, den Feldzug anzufangen! Und ob der Ringier, erschrocken von der Unheimlichkeit dieser Wendung abwehrte, und dem Uüningen mit allen Gründen seiner vergrämten Vernunft die Unsinnigkeit des Anschlags auseinander setzte: der hörte garnicht darauf. Er hatte wieder das Fenster geöffnet und scharrte kleine Schneebälle zurecht, die er von Zeit zu Zeit in die blaue Winterluft hinaus warf, recht wie ein gut ausgeschlafener Knabe, der sich vor Übermut nicht lassen kann.

Da sah der Ringier, daß der spöttische Uüningen auch diesmal der Sieger war; die hilflose Wut, ihm zu Willen wieder in den Strudel hinein müssen, gerade als er sich endlich gerettet glaubte, und ein jäher Haß auf den Freund, der lächelnd gehen wollte, wo ihm sein Leben abgegraben war, übermannten ihn so, daß er aus dem Bett sprang und mit nackten Beinen auf den Uüningen losging, die Waffe in der Hand und seine Papiere mit

der Linken zerknitternd: Es geht auf Tod und Leben! stöhnte er, ohnmächtig vor Wut, sodaß der andere nicht mehr im Zweifel sein konnte über die Drohung. Aber der war Soldat und über manches Leichenfeld geritten; funkelnd vor Kampflust und mit seinem frechsten Lachen hielt er ihm gegen die Schärfe des Stahls die Verzweiderhand hin. Und ob dem Ringier eine Stimme zuschrie, ihm eher die Hand abzuschlagen als die seinige hineinzulegen: der Küningen wußte genau, daß sie dieser Sache und also auch ihm auf Tod und Leben gehörte. So wie der Kampfansage zweier Todfeinde kam der Bund zustande, mit dem die beiden Männer den Zustand Europas eigenmächtig ändern wollten.

Seit diesem Morgen war die Giebelkammer am Spitalplatz das Generalquartier ihrer Unternehmung. Aber jetzt galt die Wirklichkeit und da war der Küningen Meister, dem der Ringier das Bauzeug seiner Virtuosprinste beibrachte; denn nun erst zeigte sich, was für ein brütender Fantast er gewesen war, indem er selbst ganz außerhalb der Dinge stand, die er bewegen wollte. Während die Kabinette Europas auf den Tod des letzten Habsburgers lauerten, um eine neue Verteilung der Länder und Völker wahrzunehmen, und der Kurfürst von Bayern nur das vereinbarte Stichwort dieses Todes abwartete, um als Pippe Frankreichs den blutigen Tanz zu beginnen, hatte der Ringier sein Kartenhaus im Elsaß gebaut, als ob es sonst keine Welt gäbe. Der Küningen aber, der das Räderwerk kannte, glaubte an keine Glückszufälle; für ihn war die Politik wie der Krieg ein kaltblütiges Gewerbe, darin der am weitesten kam, der die Gelegenheit abwarten und ausnützen konnte, und nur, weil er die Gelegenheit für das Elsaß mit der allgemeinen Abrechnung kommen sah,

Digitized by Google

war er in den Plan gesprungen. Er glaubte nicht einmal, daß eine Entscheidung der Waffen nötig sein würde; ein Krieg sei immer ein Geldgeschäft; Soldaten und Offiziere, die Zuverlässigkeit der Verbündeten und die Liebe der Untertanen: alles wäre wie ein Kardinalshut mit Geld zu gewinnen und alles verlange Geld. Darum sei es vernünftig, den blutigen Umweg zu sparen und mit dem letzten Beutel voll Geld den Zeitpunkt der Erschöpfung abzuwarten.

So verächtlich dem Ringier diese Weisheit schien, so wenig sah er einen besseren Weg, und da er den Küningen als tollkühn genug kannte, auch keiner andern Entscheidung auszuweichen, tat er tapfer mit. So war das Frühjahr und der Sommer danach, da sie zu einer täglich neu verabredeten Stunde an die Arbeit gingen, da sie rechneten und jedes günstige Ergebnis ebenso bezweifelten wie sie jeden Fehler begrüßten, wirklich eine Zeit, als ob sie Goldsucher geworden wären, wie der von Küningen es spöttisch scheinen ließ. Als sie dann glaubten, daß alles geschehen wäre, was besonnene Überlegung allein vorbereiten konnte, und daß nun die Maschen der späteren Ausführung gelegt werden dürften, verbrannten sie einen Tag lang alles, was verräterisch sein konnte, und traten ihre vorbereiteten Kriegsfahrten an, der Küningen nach Paris und der Ringier nach Wien, um der späteren Entwicklung mit allen erreichbaren Kenntnissen und Verbindungen vorzuarbeiten.

So galt es keinen alltäglichen Abschied, als der von Küningen mit dem Ringier, der die weiteste Fahrt hatte, am Morgen vor seiner eigenen Abreise noch hinaus fuhr bis gegen Kehl. Der Reisewagen war die erste Leistung der Kriegskasse und der Ringier vermochte die Erinnerungen an seine Fahrt über den Jura nicht abzuwehren, wie sie zum Tor hinaus fuhren. Es war ein Frühherbstmorgen, an dem die Last der Obstbäume friesend im Nebel stand und dicke Schwaden

aus dem Wasser aufs Land krochen. Bevor sie sich zum letzten Mal ins Auge sahen, hatte der Uuningen noch einen Scherz vorbereitet, der gleichwohl ein Wahrzeichen sein sollte: aus je einem ledernen Futteral holte er zwei Fähnchen mit den elsässischen Farben an kurzen Stielen, kleiner als Kindersprengzeug; mit dem einen winkend stand er neben seinem Reitpferd, das ihm ein Knecht gebracht hatte, unter der breiten Pappel, als der Ringier mit dem andern Antwort winkend sich übersetzen ließ. Prall über den Nebelballen stand der blaue Herbsthimmel und darin die rote Zunge des Münstertürms als Sinnbild des verwegenen Planes, der nun in zwei Hälften auseinander ging.

Denn obwohl sie schon Tag und Stunde in der Giebelkammer verabredet hatten, zu der sie beide einen Schlüssel bei sich trugen, da sie zurück sein wollten, und obwohl die Freude und Entschlossenheit die beiden Männer nicht reiner und tiefer erfüllen konnte, als in dieser kühlen Verstmorgenstunde, wo sie sich zum ersten und letzten Mal in ihrem Leben umarmten. Feder und Unruhe gingen auseinander und nun war es kein Uhrwerk mehr.

x x
x

Sie hatten ausgemacht, daß keiner dem andern schreiben dürfe, es sei denn, daß einer von ihnen dringender Hilfe benötigt sei; aber schon im Oktober ließ der Ringier seinen Knecht reiten, weil das Stichwort gefallen war: Der letzte Habsburger hatte sein kläglich mißglücktes Leben verlassen und seine Tochter Maria Theresia war mit ihrem Franzl zurück geblieben, der zwar ihr zärtlicher Gatte, aber darum weder Regent in den Erblanden noch römisch deutscher Kaiser war! Es sah dem Ringier nicht aus, als ob die oesterreichische Macht das Kaisertum

behaupten könnte; zwar ritten genug Offiziere auf den Straßen herum, aber daß es ihnen ebenso an Fußvolk fehle wie den Finanzen an Talern, davon sprach alle Welt, und ein böses Scherzwort ging um, daß sogar die Schatzkammer der Hofburg seit der Hochzeit der Kaisertochter verpfändet wäre, um ihre Aussteuer zu bezahlen. Oesterreich als Gegenspieler zu Frankreich war viel zu schwach, um jemals auf dem elsässischen Brett etwas zu bedeuten: dies schien dem Ringer das böse Loch in ihrer Rechnung zu sein, so hielt er seinen jeden Tage in Wien für ihre Sache verloren

Er mußte vier Wochen warten, bis der Knecht mit der Antwort geritten kam, und es war mitten in der Nacht, als er ihn mit dem Brief des Unningen weckte und Sorgen und Hoffnungen miteins abschnitt. Er war französisch geschrieben und die Schrift stand bis zum letzten Buchstaben wie gedruckt auf den Blättern, so fest und gedrängt. Seine Freundschaft war unverbrüchlich darin, auch die Sorgfalt, ihn mit keinem Wort zu verletzen, und während der Ringer bei der Kerze die klug gewählten Sätze las, sah er den Fechter wieder, der aus einem Zweikampf mit ihm eine Fechtstunde machte, um den Marquis danach kaltblütig abzustechen: Er werde auf den Tag und die Stunde in Straßburg sein und hoffe, den Herzbruder dort wohlauf zu finden; nur wolle er ihm ehrlich melden, welcher Dinge er sich von ihm versehen müsse. Nicht an der Ausführbarkeit dessen zweifele er, was ihnen ein halbes Jahr lang zukünftige Wirklichkeit gewesen sei, wohl aber an der Nützlichkeit!

Paris und Versailles blühten aus dem Papier: Das Herz der europäischen Welt sei da und keinem Glied könne es gut sein, davon getrennt zu werden! Er liebe die Heimat nicht weniger als sonst, ja, er liebe sie mehr; aus dieser Liebe aber könne er nicht anders, als in ihrem Plan ein drohendes

Unglück für das Elsaß finden. Denn was die Plage des armen Bauernvolks und die Blacherei der Gewerbe mit Steuern und Zöllen anginge, sei das in der Schweiz um kein Haar besser. Die Elsässer könnten nur die Handschuhe wechseln, aber für ihre Hände nichts gewinnen. Dagegen würden sie den Anschluß an den Fortschritt Europas verlieren, der in Paris am wachsen wäre. Straßburg und das Elsaß wären im Reich und nicht daneben mächtig gewesen, wenn es noch ein Reich und einen Kaiser gäbe statt eifersüchtiger Fürstenhöfe mit nachgeäfftem Franzosentum, würde sein Platz sicher sein: so aber hieße es, die geliebte Heimat aus der Sonne bringen, die nun einmal als die einzige Wärme Europas in Versailles aufginge – was weder in Wien noch in München oder gar in Berlin bei dem Preußenkönig und Freund Voltaires Friedrich geleugnet würde.

Der Ringier verbrannte den Brief noch in der selben Nacht, sandte die Knechte mit dem Reisewagen nach Straßburg zurück und trat nach drei Tagen ein in ein kaiserliches Regiment. So wartete der Hüningen vergebens in der Giebelkammer am Spitalmarkt, das Spiel war aus, als das Stichwort fiel; die Spieler aber lebten, und das Schicksal bestand auf ihre Abrechnung.

* * *

Die Abrechnung kam nach drei Jahrzehnten, als der geistliche Kurfürst von Mainz in seinem Lustschloß Favorite dem neuernannten französischen Gesandten von Hüningen ein Gartenfest gab. Er war nun selber eine von den Strahlen geworden, mit denen die Sonne Frankreichs auf die deutschen Fürstenhöfe schien, und er glühte im Glanz der Stunde, als ihm der Kämmerer einen kaiserlichen Oberst vorstellten wollte, den er mit einem Blick in das gealterte Gesicht als den Ringier erkannte; nur der Kopf hing in

den hohen Schultern, sonst hielt er die hohe Gestalt noch immer straff. Seine erste Regung war, ihn nach einer nun längst gewohnten Förmlichkeit in die Arme zu schließen, doch blitzte ihm eine Erinnerung an den Verbitmorgen bei Kehl durch den Kopf, auch sahen ihn die greisenhaften Augen so ungerührt an, daß er ihm nur die Hand hinzustrecken vermochte, mit dem Lächeln von damals, nur daß es leerer und eine Maske geworden war.

Der Ringier, dem die Begegnung nicht so unerwartet kam, weil er den Namen des neuen Gesandten längst erfahren hatte, und der aus den kreisenden Gedanken dieser Tage wie ein Raubvogel auf ihn herunter stieß, griff wohl die Hand; doch ließ er sie nicht mehr los aus seiner Säbelfaust mit einer Haltung, die den Umstehenden als beherrschte Bewegung scheinen mochte, den von Hüningen aber an die Morgenstunde erinnern mußte in der Giebelkammer erinnern mußte, da sie ihren Bund auf Tod und Leben schwuren. Um noch den Eklat zu vermeiden, legte er ihm die Linke mahnend auf die Schulter, sodaß sie nun für die Gäste wirklich wie eine Freundesgruppe an dem Goldfischweiher standen. Der kaiserliche Oberst schien die kostbar beledete Hand lange nicht zu bemerken, bis er sie mit einer verächtlichen Bewegung abschüttelte, die unter soviel Augen den Gesandten des Königs von Frankreich wie eine Ohrfeige treffen mußte. Da er nun unentrinnbar gestellt war – während man schon aufmerksam wurde – sodaß er an dem silbrigen Herbsttag, wo er es gut haben und den Glanz seiner Gesandtenstellung genießen wollte, sich in einen häßlichen Auftritt verwickelt sah durch diesen Narren, der die angebliche Schuld nach dreißig Jahren an so unpassendem Ort einforderte: sprang im Jähren des beleidigten Gesandten der alte Soldat auf beide Füße, sodaß

er noch einmal die Hand mit einem scharfen Ruck zu lösen versuchte, und, als ihm das mißlang, dem kaiserlichen Oberst mit der Linken mitten ins Gesicht schlug.

Der schien wirklich von Sinnen zu sein, er ließ die Hand auch nach der Züchtigung nicht los; erst als der Gesandte am Degen nestelte, fand er sich in die Gegenwart zurück. Da war es noch einmal der Bundschuh, nur daß der Kuningen nun den Marquis vorstellte; als der mit seinem zierlichen Gesandtendegen wütend ausfallen wollte, zeigte sich, daß der Ringier unterdessen im Fechten geübter war: mit einem grausamen Seitentrieb kam er dem Stich zuvor, daß mit dem Degen die Hand des Gesandten in den Rasen flog wie ein mit Blut gefüllter Lederbeutel, während schon die Nächsten dem Ohnmächtigen beisprangen und das Gartenfest auf der Favorite in Schrecken gerann.

Es hatte ihre Verzweiflung einen blutigen Sprung über dreißig Jahre getan; aber es waren nicht mehr die Elsässer von damals, die sich so grausam trafen; die Drähte eines in fremden Diensten hingebrachten Mannesdaseins zogen an ihren Füßen: eine Hand der Majestät von Frankreich war abgeschlagen worden und ein kaiserlicher Oberst, beleidigt durch die Linke der gleichen Majestät, hatte den Schlag getan. Während die Chirurgen den todwunden Gesandten mühsam am Leben hielten, ritten die Läufer nach Paris und Wien, bis der abgeschlagenen Hand des Gesandten ein ehrenvolles Begräbnis in Gegenwart des kaiserlichen Obersten zugesprochen wurde.

Die Mainzer versprachen sich einen Martinsspaß davon; doch stellte sich das nebhalte Schneewetter ihrer Absicht nicht günstig. Als die Ehrenkompanie

dastand und der eisgraue Ringier nach dem Wortlaut der Abmachung als erster an das Sarghistchen trat, mit einem Fähnchen gleich einem Kinderspielzeug in der Hand, wurde für Viele das Gerücht zur Gewißheit, daß dieser kaiserliche Oberst ein Wahnsinniger wäre. So verkehrte sich das Gelächter zur Bestürzung, als der alte Mann mit seinem Fähnchen, grausame Befriedigung in dem verwitterten Gesicht, hinter dem winzigen Sarg durch die Mainzer Gassen ging, indessen die Glocken einer Hand zu Grabe läuten mußten. Die Wenigsten wußten, als er vor dem Loch der Erde, das dem tollkranken Herrn von Hüningen einen Teil vorweg nahm, das Fahnenstöckchen in Stücke brach und mit den Fetzen auf die polierten Brettchen hinunter warf, daß es die Farben von ihrer gemeinsamen elsässischen Heimat waren; so konnte keiner ahnen, was für ein Spiel des Lebens damit zu Ende ging.

Der Herr von Hüningen kam mit dem Leben noch für ein halbes Jahr davon, das er auf den Gütern seiner verstorbenen Frau im Rheingau langsam abwelkend verbrachte. Der Ringier nahm an dem Tag des Begräbnisses seinen Abschied und blieb für die Mainzer verschollen, indessen er auf seinem bäuerlichen Sitz im Lundgau noch wunderlich ins hohe Alter kam.

< x

<

Verzeichnis der Werke Wilhelm Schäfers

1. Mannsleut, Westerwälder Bauerngeschichten. Verlag Samuel Lukas, Elberfeld 1894. (Vergriffen.)
2. Ein Totschläger. Ein Volksstück. In Elberfeld aufgeführt.
3. Jakob und Esau. Drama 1896. In Berlin aufgeführt.
4. Die zehn Gebote, Erzählungen des Kanzelfriedrich. Verlag Schuster & Loeffler, Berlin 1897.
5. Lerma. Bühnenspiel. Gedruckt in der Presse des „Pan". Berlin 1898.
6. Gottlieb Mangold, Der Mann in der Käseglocke. Verlag Schuster & Loeffler, Berlin 1900.
7. Die Béarnaise, eine Anekdote. Sonderdruck der Rheinlande, Düsseldorf 1901. (Vergriffen.)
8. Der Niederrhein und das bergische Land. F. Fontane & Co., Berlin 1907.
9. Rheinsagen, mit Zeichnungen von Bernhard Wenig. Verlag Fischer & Franke, Düsseldorf 1908. (Vergriffen.)
10. — Neue Ausgabe für die Mitglieder des „Frauenbundes zur Ehrung rheinländischer Dichter", umgearbeitet und ergänzt. 1913.
11. — Dieselbe Ausgabe, zweite Auflage. Verlag Georg Müller, München 1913.
12. Anekdoten (erste bis dritte Auflage). Verlag der Rheinlande, Düsseldorf 1908.
13. — seit der vierten Auflage Verlag Georg Müller, München 1911. Fünfte Auflage 1913.
14. Der Schriftsteller. Bd. 39 der Gesellschaft. Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1910.
15. Wie entstanden meine Anekdoten? Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft. Bonn, 5. Jahrgang, Nr. 7.
16. Der verlorene Sarg und andere Anekdoten. Verlag Georg Müller, München 1911.
17. Dreiunddreißig Anekdoten. Verlag Georg Müller, München 1914. Vierte Auflage.
18. Die Mißgeschickten. (Zuerst in der „Neuen Rundschau", Januar 1909.) Verlag Georg Müller, München 1909.
19. Die Halsbandgeschichte. Verlag Georg Müller, München 1909. Zweite Auflage. (Zuerst in den „Rheinlanden" 1908.)
20. Karl Stauffers Lebensgang, eine Chronik der Leidenschaft. Verlag Georg Müller, München 1911. Sechste Auflage.
21. Die unterbrochene Rheinfahrt. Verlag Georg Müller, München 1912. (Zuerst in der Frankfurter Zeitung.)
22. Lebenstag eines Menschenfreundes. Verlag Georg Müller, München 1915. Zehnte Auflage. (Zuerst in der „Deutschen Rundschau". Oktober 1914 bis April 1915.)
23. Geschichte der deutschen Seele. Fragment. Deutsche Rundschau. Oktober 1917.
24. Die begrabene Hand, Sonderausgabe der neuen Anekdoten und Novellen. Verlag Georg Müller, München 1918.
25. Die Erzählenden Schriften. Gesamtausgabe in vier Bänden. Verlag Georg Müller, München 1918.
26. Lebensabriß. Verlag Georg Müller, München 1918.

Zum 50. Geburtstage von Wilhelm Schäfer gab Karl Böttger eine Schrift mit zahlreichen Beiträgen mehrerer Autoren über des Dichters Werke bei Georg Müller, München, heraus. — Seit 1900 ist W. Schäfer Herausgeber der Düsseldorfer Monatsschrift „Die Rheinlande".

Digitized by Google

Digitized by Google

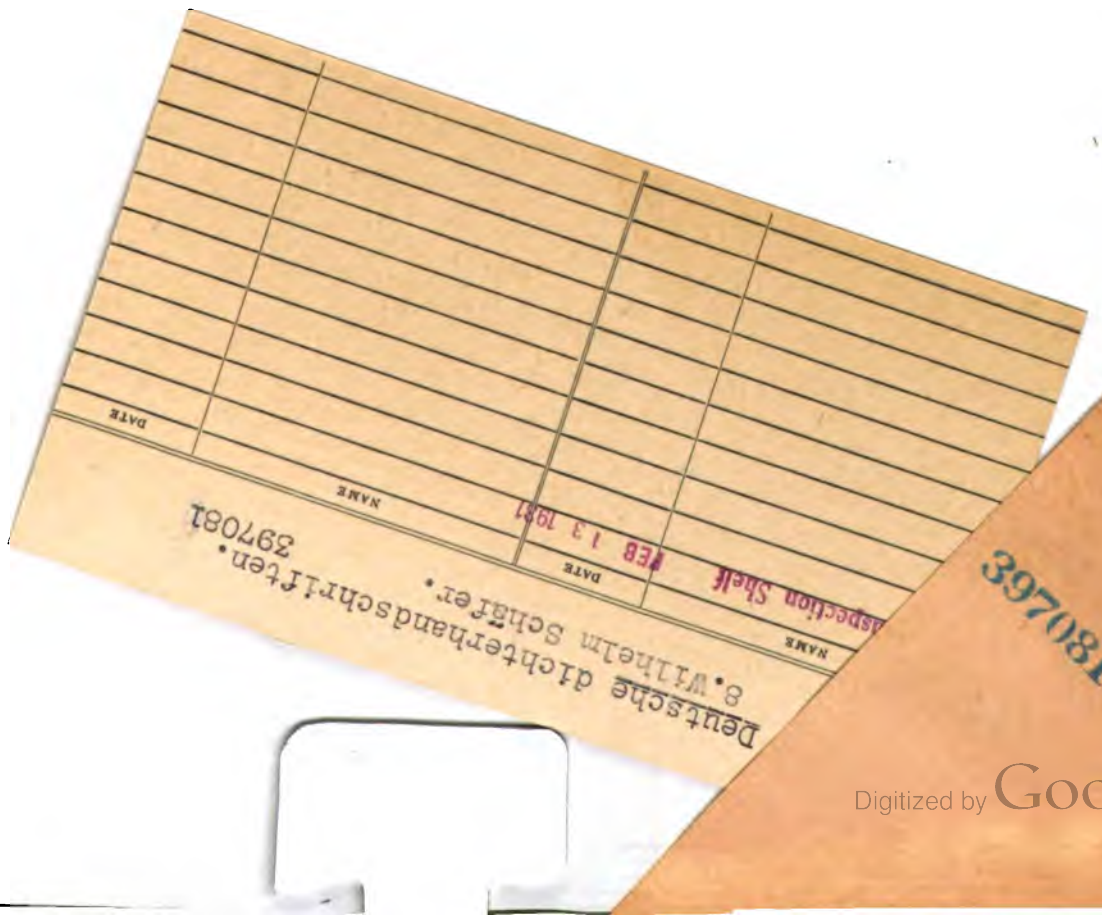
Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 127 191 182



G E STECHERT & Co
(ALFRED HAFNER)
NEW YORK

Digitized by Google